Hattingen, den 8. Juni 1911. 18. Jahrgang. — Nummer 23.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Ueber die innere Lage und den deutschen Kanzler

äußert sich der berühmte Berliner Nationalökonom und Universitätsprofessor Schmoller in dem Pfingstartikel der Wiener „Neuen Fr. Pr." Zur Polenpolitik sagte der Gelehrte: Konsequenz auf dem eingeschlagenen Wege ist nach Friedrich des Großen Wort besser als unsicheres Schwanken zwischen verschiedenen Wegen. Ich kann daher auch nur in dem jetzigen Wandel der Polenpolitik eine große Schädigung des Ansehens des jetzigen Ministeriums sehen, wenn es nicht bald durch Taten beweist, daß man noch auf dem alten Wege sei. Immer gebe ich die Hoffnung noch nicht ganz auf, daß die Regierung sich rechtfertigen könne. Vielleicht bereitet sie große Ankäufe von deutschen Standesherrn- und Prinzenlatifundien vor, von denen sie jetzt noch nicht sprechen darf. Herr v. Bethmann Hollweg, so heißt es dann weiter, ist der erste Reichskanzler und, mit Ausnahme Manteuffels (1850 bis 1857), der erste preußische konstitutionelle Ministerpräsident, der der inneren Verwaltung entstammt. Er kann daher nicht dieselbe Kenntnis anderer Staaten haben, wie sie sein Vorgänger besaß; er überläßt die auswärtige Politik im ganzen mehr als dieser seinem Staatssekretär des Auswärtigen, v. Kiderlen-Wächter. Bethmann steht durch Erziehung, Karriere, Verwandtschaft der ostdeutschen Grundaristokratie näher als Bülow. Auch seine wichtigste Charaktereigenschaft, vorsichtiges ernstes Abwägen vor allem Handeln, hält ihn mehr und sicherer in hergebrachten Bahnen als jenen. Dafür sind seine staatsrechtliche und staatswissenschaftliche Bildung, seine große Diensterfahrung in der Verwaltung natürlich größer als die Bülows. Er ist Fachmann der inneren Politik, er ist zum Gesetzgeber geschaffen. Die Kehrseite seiner Gesetzgebungstätigkeit liegt darin, daß er als Fachspezialist mehr als Volkspsychologe seine Aufgaben anfaßt. Er hat vielleicht nicht so viel Wirklichkeitssinn, nicht so starkes Empfinden für Volksseele und öffentliche Stimmung wie es Bülow besaß; er mißt bei seinen Entwürfen nicht so ab, wie sie wirken, wie sie verstanden werden.

Eine bedeutsame Massenkundgebung

wird der erste allgemeine Deutsche Handelstag am kommenden Montag darstellen. Nicht nur aus den Kreisen der Industrie, sondern auch vor allem aus denen des Mittelstandes, des Handwerks und der Detaillisten, ebenso wie auch der Angestellten wird lebhafte Anteilnahme bekundet. Es ist auch eine große Zahl von Delegierten der maßgebenden wirtschaftlichen Korporationen aus allen Teilen Deutschlands zu erwarten, und nicht nur die Handelskammern, sondern auch die freien Vereinigungen werden in umfassender Weise vertreten sein. Abgesehen von den Zentralverbänden der deutschen Industrie wird eine große Zahl von Sondervereinigungen an der Tagung teilnehmen und man gewinnt aus der Anmeldeliste ein hervorragendes Bild von der gewaltig gewachsenen industriellen und gewerblichen Produktion im deutschen Reich. Das gleiche gilt von den Vertretungen des Mittelstandes, des Handwerks, der Detaillisten und der Angestellten. Auch die weiblichen Angestellten werden sich am Hansatag zahlreich beteiligen.

Der alte Bebel

erwartet von den Neuwahlen zum Reichstag über dreieinhalb Millionen sozialdemokratischer Stimmen; er will nur, was über diese Zahl hinausgeht, als Gewinn rechnen, da die Partei im Jahre 1903 schon 3 Millionen Stimmen abgab, und der Rückgang des Jahres 1907 von Bebel auf äußere Umstände zurückgeführt wird. Wie weit das Ergebnis diesen Erwartungen entsprechen wird, muß natürlich dahingestellt bleiben. Wenn Bebel aber weiter sagt: Die Regierungen und die herrschenden Klassen würden sich einem solchen sozialdemokratischen Wahlerfolg gegenüber fragen müssen: Was nun? und daß sich die Sozialdemokratie ihrerseits mit der Beantwortung dieser Frage den Kopf nicht zu zerbrechen brauche, so mutet das doch eigentümlich an. Als die Sozialdemokraten s. Z. zwölf Mann stark in den Reichstag eingezogen waren, sagte Bismarck: Jetzt sind Sie ein Dutzend; wenn sie aber einmal vier Dutzend sind und bringen es nicht zu positiven Leistungen, dann muß ich sagen: Sie können nichts.

Demonstration gegen das Schulgesetz und bevorstehende Kabinettskrisis in Belgien.

Wie übereinstimmende Nachrichten aus den belgischen Bergbaubezirken und aus Brüssel besagen, besteht zwischen den Führern der sozialistischen und liberalen Parteien mit der Leitung des Syndikats belgischer Bergarbeiterverbände eine Einigung, auf das gegebene Zeichen von ersteren den Generalstreik der belgischen Bergarbeiter als eine Demonstration gegen das Schulgesetz zu proklamieren. Von einem der Regierung nahestehenden Parlamentarier wird dieses Abkommen bestätigt, indessen zugleich versichert, daß bei den ersten Anzeichen ernsterer Streikunruhen sämtliche in irgend einem Militärverhältnis stehende Mannschaften binnen 24 Stunden unter die Fahnen einberufen werden würden. Man scheint indessen in weiteren Kreisen jetzt das Eingreifen des Königs und den Rücktritt des Ministerpräsidenten Schollaert und des ganzen Kabinetts zu erwarten.

Die deutsch-evangelische Kirche in Rom

Die Grundsteinlegung der Kirche erfolgte am 2. Juni 1911. Im Auftrage des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses und des preußischen Oberkirchenrates hielt Herr Superintendent Terlinden die Weiherede. Der Botschaftsprediger Dr. Schubert verlas darauf die Urkunnde, die die Hauptdaten der Vorgeschichte der deutsch-evangelischen Kirche in Rom enthält.

Das Testament Johann Orths,

des für tot erklärten österreichischen Erzherzogs Johann Salvator wurde von Kaiser Franz Joseph eröffnet und auf dessen Befehl seinem vollen Inhalte nach amtlich bekanntgegeben. Das Testament enthält außer Nachlaßverfügungen keinerlei letztwillige Bestimmungen. Das hinterlassene Vermögen des früheren Erzherzogs beträgt dreieinhalb Millionen Kronen. Ein Drittel fällt Leopold Wölfling sowie den drei andern Söhnen des Herzogs von Toskana zu, das zweite Drittel erben die beiden Söhne des Erzherzogs Karl Salvator, das dritte Drittel erbt der allein überlebende Bruder Johann Orths, Erzherzog Ludwig, der auf einer der Balearineninseln wohnt. Auch seiner inzwischen verstorbenen Mutter, seiner Gattin, der früheren Sängerin Jubel, und der Dienerschaft hat der Erzherzog Legate ausgesetzt. Alle Schriftstücke und Papiere sollten dem Fürsten Karl Ysenburg-Birstein, dem Schwager Orths, ausgeliefert werden, der aber 1899 gestorben ist. Die Familie Toskana hat von dem Nachlaß eine Million in Form einer Anleihe vor einigen Jahren abgehoben.

Deutschlands größtes Pfingstfest.

Die großartigste Pfingstfeier, die Deutschland je schaute, ein Prunkfest ohnegleichen, war jene noch lange in der Erinnerung des Volkes fortlebende Reichsfeier, die auf Barbarossas Wunsch in den Pfingsttagen des Jahres 1184 zu Mainz abgehalten wurde. Fürsten und Bischöfe, Markgrafen und Grafen, Freiherrn, Gesandte, eine gewaltige Schar von Rittern folgte dem Rufe. Die Zahl der letzteren soll 40 000 wenn nicht gar 70 000 betragen haben. Alle die Gäste sowie die herbeigeströmte Volksmenge sollten an den drei Pfingsttagen, an denen Friedrich 1. ihr Wirt sein wollte, die „Schwertleite", die Wehrhaftmachung der beiden ältesten Kaisersöhne feiern helfen. Den Hauptzweck des großen Festes aber (mit dem auch die Erledigung einiger Reichstagsgeschäfte verbunden war) sah der Kaiser in etwas anderem: Es sollte vor allem aufgeführt werden als ein Ausdruck der Freude über den ruhmvoll errungenen äußeren und inneren Frieden, dessen das Reich zu diesem Zeitpunkt dank Barbarossas Walten genoß. Und die frohe Stimmung, die im Lande herrschte, kam in der Tat zum Ausdruck auf dem bunten, riesigen Festlager, das man für den Kaiser, die Gäste und den Troß in der lieblichen Rheinebene aufgeschlagen hatte. Stattlich erhob sich in des Lagers Mitte die reich und schön verzierte, aus Holz gezimmerte Pfalz und Kapelle des Kaisers. Und eine lachende Augenweide boten die farbenprunkenden, zahlreichen Zelte der Fürsten und Herren mit ihren lustig flatternden Fahnen. Der Wind allerdings, der sie so lustig wehen ließ, blies bald recht laute Melodien: Am Abend des ersten Festtages, des Pfingstsonnabends, schwoll er zu einem so wütenden Sturme an, daß außer der Kapelle noch mehrere andere Holzbauten vollständig zerstört wurden. Des massenhaft herbeigefluteten Volkes bemächtigte sich zunächst ein abergläubischer Schrecken. Man überwand ihn aber schnell und freute sich wieder wie zuvor lachend und staunend der gewaltigen Vorräte, die der kaiserliche Wirt für seine Gäste hatte herbeischaffen lassen. Heiterkeit erregten namentlich zwei große, hohe Holzbauten, die „von unten bis oben voll schnatternden Geflügels" waren. Bewirtet ward jedermann.

Besonders freudig und glanzvoll verlief der dritte und letzte Tag des großen Reichs-, Ritter- und Volksfestes. An ihm, dem zweiten Pfingstfeiertag, erhielten der junge König Heinrich und sein Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, von Friedrich Barbarossa den Ritterschlag. An dem großen Turnier, bei dem sie zuvor hatten Proben ihrer Kraft und Geschicklichkeit ablegen müssen, beteiligte sich voll Lust und Laune auch der damals noch stattliche und rüstige Kaiser Rotbart selbst. Den strahlendsten Anblick aber soll bei dem Feste die zweite Gemahlin Barbarossas geboten haben, die Kaiserin Beatrix. Als „Königin der Schönheit" saß sie dieser wahrhaft blendenden Feier vor, die auch heute noch mit Recht bezeichnet werden darf als „Deutschlands größtes Pfingstfest".

Vor dem Schwurgericht.

Von M. Reinhold.

(Nachdruck verboten.)

Es war nach zehn Uhr abends. Draußen stürmte das Januarwetter, und in dichten Schauern trieb der Wind die Schneewehen gegen die hohen Fenster des Schwurgerichtssaales, die allein noch im ganzen Justizpalaste erleuchtet waren. Auf den Straßen war der Verkehr bereits erloschen, das arge Wetter hielt jeden, der nicht in die Nacht hinaus mußte, in seinen vier Pfählen zurück, nur da und dort regte sich eine einsame Droschke, deren abgetriebener Gaul müde mit den immer höher sich anhäufenden Schneewällen kämpfte, die der Sturm zusammentrieb. Die Straßenbahnwagen, mitunter ohne alle Passagiere, huschten gespenstig durch die wirbelnden weißen Flocken und an den meisten Haltestellen sofort vorüber. Da gab es niemand, der aussteigen, und erst recht keinen, der einsteigen wollte. Kamen die Wagen an dem Justizgebäude vorüber, so blickten ihre Schaffner und Lenker neugierig hinauf zu den erleuchteten Fenstern und dachten an die „große Sache", die heute dort oben seit dem Vormittage verhandelt wurde und nun, wie man sah, beim Einbruch der Nacht noch nicht einmal beendet war. Und die Männer nickten gedankenvoll vor sich hin, und bei allen war es eine stumme Frage: Schuldig oder Nichtschuldig?

Vor dem Gerichtsgebäude hatte am Vormittag und auch am Mittag eine starke Ansammlung von Neugierigen stattgefunden, die alle auf den Wahrspruch der Geschworenen gespannt waren. Die Plätze im Zuschauerraum des Sitzungssaales waren sofort besetzt, man mußte also vor dessen Türen harren, was kommen würde. Aber da die harrende Menschenmenge auf den Korridoren und Treppen den Parteien und Zeugen in anderen Prozeßsachen den Weg versperrte, hatten die Gerichtsdiener Platz geschaffen, und wohl oder übel hatten die Sensationshungrigen das Haus verlassen müssen. Elegante Damen, welche das Geheimnisvolle der Verhandlung mehr reizte und lockte, als ihre Hausfrauen-Pflichten daheim, standen neben den „Kriminalstudenten" der großen Stadt, aber ihre Trinkgeldzuflüsterungen hatten auf die unrührbaren, schnauzbärtigen Gerichts-Cerberusse die Wirkung ebenso verfehlt, wie die schlauen Bemäntelungen der kundigen Prozeßbesucher, die „nur einen Bekannten, der im Sitzungssaale sei, einen Augenblick sprechen wollten."

So wartete denn am Tage eine große Menschenzahl vor dem Gerichtsportal, und erst als sich die Sache wider Erwarten hinzog, dann das Schneewetter einsetzte, zerstreute man sich oder suchte eine der zahlreichen Restaurationen aller Grade, von der verräucherten, übelen Dunst ausströmenden Schnapskneipe bis zum stilvoll-modernen Wein-Restaurant, auf, die in der Nähe des Gerichtes fast in jedem Hause zu finden waren und bei dem täglichen regen Verkehr, bei der nervösen Erregtheit all' der Hunderte, die von früh bis tief in den Nachmittag hinein im Justizgebäude zu tuen hatten, meist brillante Geschäfte machten. Und dort wurde der Fall nach allen Richtungen hin behandelt, die Geschworenen, so meinten die meisten, konnten ja nur zu einem verurteilenden Schuldig kommen.

Als es Abend geworden, die Zeitungen erschienen waren und noch nichts über den Schluß des Prozesses berichtet hatten, war die Spannung wieder gewaltig gewachsen. Der Andrang im Justiz-Palast ward stärker und stärker, trotz des Schneewetters, und da alle übrigen Termine längst beendet waren, konnten die Erwartungsvollen in der großen Vorhalle und in den Korridoren bleiben.

Immer wilder raste draußen der Sturm, die Leute harrten aus. Sie waren ja im Innern des großen, vollständig durchgewärmten Hauses gut aufgehoben, und, was vor allem mit in Betracht kam, hatte man so lange gewartet, so konnte man auch noch ein bischen länger warten. Jede Viertelstunde konnte den Abschluß der Verhandlung bringen.

Der Staatsanwalt, ein energischer, sehr beredter Herr, hatte bereits das Wort ergriffen, und das Schuldig war aus seiner Rede herausgeklungen; die Verhandlung neigte sich also ihrem Ende zu, mochte der Verteidiger auch noch eine gewisse Zeit für sich in Anspruch nehmen.

Das war in der achten Abendstunde gewesen. . . Aber mit einem Male war den munter Plaudernden, die wenig daran dachten, wie sich auf der Anklagebank des großen Schwurgerichtssaales eine Menschenseele in unsagbarer Qual und herber Pein krümmen mochte, das Wort im Munde erstorben. Ein gellender, kaum menschenähnlicher Schrei war von oben herab, aus dem Schwurgerichtssaale, erklungen, und dann noch einer, noch entsetzlicher, wie ihn nur die fürchterlichste Angst auspressen kann.

Und man hatte sich angeschaut . . . das Lachen, die Scherze auf den Lippen, mit denen man sich des Wartens Langeweile vertrieben hatte, waren erstorben, aus vielen Augen sprach ein Grauen und überall drängte sich die Frage hervor: „Was war das?"

„Die Angeklagte leidet an Anfällen!" sagte jemand endlich halblaut. Aber diese Erklärung genügte noch nicht, den Schauder zu bannen, der die Mehrzahl der Anwesenden bei dem furchtbaren Schrei überkommen hatte. Als wäre ihnen eine eisige Hand über den Rücken gefahren, so war es gewesen.

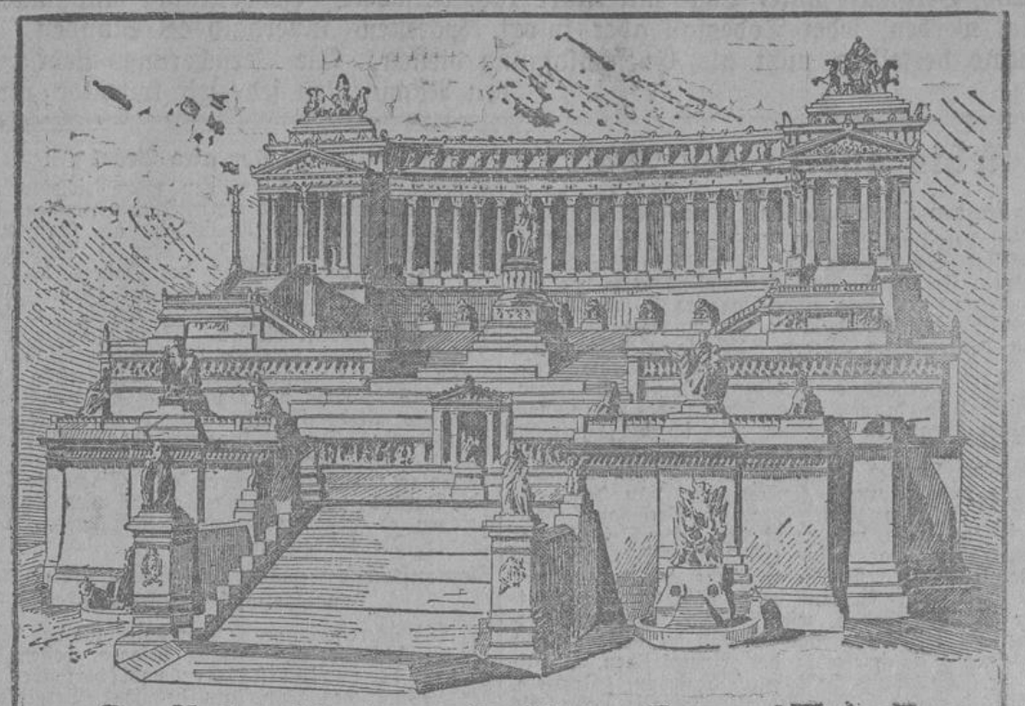
Ein Gerichtsdiener kam jetzt aus dem Saal, er stürzte eilig die Treppe herab, er sollte aus der nahen Apotheke

Die Romantik der englischen Königskronen.

Die beiden Kronen, die König Georg und seine Gemahlin bei der Krönungsfeier auf dem Haupte tragen, haben nicht nur durch die kostbaren Edelsteine, mit denen sie geschmückt sind, einen unberechenbaren Wert, sondern sie sind auch als die Symbole von Englands Macht und Herrlichkeit mit einem romantischen Glanze umgeben, der sie vielleicht noch wundersamer und faszinierender umspielt, als der Schimmer der Edelsteine und Brillanten. Die beiden Kronen sind jetzt auf schönen Samtkissen, unter schützenden Glasbehältern, bei den Hofjuwelieren Garrard u. Cie. ausgestellt und locken den von so viel Kostbarkeit geblendeten Blick in die magischen Dunkel der Vergangenheit, mit der die Königskrone und die einzelnen Steine so innig verbunden sind. Die Reichskrone, die König Georg tragen wird, ist zwar noch nicht hundert Jahre alt, und die Krone für die Königin ist sogar ganz neu angefertigt, aber die Kleinodien, die den Hauptschmuck und die eigentlichen Reichsinsignien bilden, haben ihre gewaltige historische Bedeutung. Die Königskrone hat gegen die Form, die sie bei der Krönung König Eduards besaß, nur einige Aenderungen erfahren. An der vorderen Seite prangt jetzt der wundervolle Cullinan-Diamant, der „Stern von Afrika", in dem die Macht des britischen Reiches über die so gewaltige Schätze bergende Erde von Südafrika versinnbildlicht ist. Der herrliche, ungewöhnlich große Saphir, der früher an der Vorderseite der Krone prangte, hat jetzt seinen Platz an der Rückseite erhalten. Auch die Größe der Krone ist etwas geändert worden, um sie für den Kopf des neuen Herrschers passend zu machen. Eine große Menge von Kronen haben auf den Häuptern britischer Herrscher geruht, seitdem Wilhelm der Eroberer sich den schmalen goldenen Reif des Herrschers um die Stirn wand. Ein Teil dieser wundervollen Kroninsignien wird im Londoner Tower aufbewahrt, der größere Teil von all dieser historischen Herrscherpracht ist freilich durch den Sturm der Jahrhunderte für immer verweht und verloren. Die Krone des hl. Edward, die anstelle der alten, zerbrochenen, für die Krönung Karls II. angefertigt wurde und während des Bürgerkrieges verkauft war, ruht dort neben dem alten Zepter der englischen Könige und zahlreichen Kronen und Zeptern der Königinnen. Im Jahre 1838 wurden auf Befehl der Königin Viktoria die kostbarsten der Reichskleinodien ausgewählt, um eine neue Krone zu schmücken, dieselbe, die König Georg tragen wird. Sie stellt sich dar als ein strahlendes Sternenheer von Saphiren, Rubinen, Smaragden, von riesigen Diamanten, Brillanten und großen Perlen, die in reicher Ornamentik verarbeitet sind. Die Bogen setzen sich aus Eichenblättern und Eicheln, aus Rosen, Disteln und Klee, den englischen Wappenblumen, zusammen, während im Reif Maltheserkreuze und Lilien anklingen. Die Krone ist mit mehr als 3000 Diamanten und 300 Perlen geschmückt. Unter diesen ragt der Saphir in dem Kreuz der Spitze hervor, der einst von Edward dem Bekenner in seinem Ring getragen wurde. Der überaus herrliche Rubin, der vorn in der Mitte eines Maltheserkreuzes aus Diamanten leuchtet, trägt den Namen Edwards, des „schwarzen Prinzen". Im 14. Jahrhundert lag er einst unter den Schätzen des Königs von Granada. Pedro der Grausame soll um seinetwillen den Herrscher von Granada ermordet haben. Als er im Kampf gegen seinen unehelichen Bruder Heinrich den schwarzen Prinzen zu Hilfe rief und dieser ihm die Schlacht von Najera gewann, schenkte er ihn dem englischen Helden, aus dessen Besitz er zu den Kronjuwelen Britanniens kam. Er leuchtete dereinst von dem Helm Heinrichs V. in der großen Schlacht von Agincou. Der riesige Saphir, der sich jetzt an der Rückseite der Krone befindet, hat ebenfalls seine romantische Geschichte. Er befand sich unter den Kroninsignien, die Jakob II. mit auf die Flucht nach Frankreich nahm. Trotz aller Not der Verbannung hielten die Stuarts dieses Juwel heilig, weil sie glaubten, daß mit ihm ihr Recht auf die Krone innig verknüpft sei. Erst als alle Hoffnung verloren war, daß je ein Stuart den britischen Thron noch besteigen werde, gab ihn der letzte des Geschlechts, Henry Kardinal York an Georg IV. Seit der Krönung Karls II. ist es Sitte geworden, daß für die Königin jedesmal eine neue Krone angefertigt wird. Dies ist auch für Königin Mary geschehen, und nun steht ihre, von den Hofjuwelieren Garrard entworfene und gefertigte Krone neben der des Königs, wie etwa ein duftiger Frühlingsmorgen neben der glühenden Pracht eines heißen Sommertages. Während die prunkvoll schwere Königskrone volle drei Pfund wiegt, ist die Krone der Königin kaum ein Drittel so schwer. Alles an ihr ist Leichtigkeit und Anmut. Von dem diamantenbesetzten Reif steigen die diamantenen Bogen in schlankem Schwunge auf und fügen sich mit anmutiger Biegsamkeit zusammen, um die diamantene Kugel mit dem Kreuz zu tragen. Wundervoll heben sich die diamantenen Rosen und Kreuze von dem violetten Samt, während den unteren Abschluß ein breiter Hermelinstreifen bildet. In der Mitte an der Vorderseite befindet sich wohl der berühmteste unter den englischen Kronedelsteinen, der Cohinoor oder „Berg des Lichts." Seine Geschichte verliert sich im fernen Dunkel der Vergangenheit. 1304 gewann ihn Allah-ed-Din von dem Radjah von Malva, in dessen Familie er schon vorher lange gewesen war. Zwei Jahrhunderte später finden wir ihn in den Händen der Großmoguls; er bildete eins jener großen Pfauenaugen, mit denen Aurengzeb seinen berühmten Thron schmückte. Durch eine Kette von Raub und Mord und tragischen Verwicklungen ging der Stein von Fürst zu Fürst, bis er schließlich im Schatz von Lahore bewahrt wurde. Wie der Herzog von Argyll im Windsor Magazine erzählt, kam er auf merkwürdige Weise in die Hände des britischen Residenten Lord Lawrence. Als in Lahore große Unruhen herrschten, schien dem Residenten dieser unvergleichliche, einzigartige Stein in dem Schatzhause nicht sicher, er steckte ihn daher zu sich, wickelte ihn in einen alten Strumpf und legte ihn beiseite, um ihn bis zu ruhigeren Zeiten aufzubewahren. Als diese kamen, hatte Lawrence den Stein vergessen. Bei einem großen Durbar, bei dem die Kostbarkeiten der Schatzkammer gezeigt wurden, vermißte man den Cohinoor. Allgemeine Aufregung. Der Schatzbewahrer versicherte, Sahib Lawrence hätte ihn genommen. Der konnte sich aber nicht mehr daran erinnern und erklärte die Sache für unwahr. Zu Hause stiegen ihm aber doch Bedenken auf, er sucht nach, und richtig, da liegt der Cohinoor, eingewickelt in den alten Strumpf, oben auf einem Schrank, wie er ihn aufgehoben hatte! Nun vergaß Lawrence das Wiedergeben, und später kam der Stein in den Besitz der Königin Viktoria. Er ward dann 1851 neu geschliffen und verlor an Größe, erhielt aber dadurch einen höheren Glanz. Ein Wort erzählt von dem Cohinoor, der nun der Königin Krone schmückt: wer den Cohinoor besitzt, besitzt Indien."

Stiftungen.

Für arme Kinder. Eine wohltätige Stiftung hat der in Capri verstorbene frühere Bäckermeister Rauber aus München seiner Vaterstadt vermacht. Er hinterließ ihr 30 000 Mark, aus deren Zinsen jährlich 1000 Brotlaibe zu je 1 Mk. an arme Schulkinder verteilt werden sollen. Das Brot muß aus der Rauberschen Bäckerei bezogen werden, so lange sie besteht.



Das Nationaldenkmal für Victor Emanuel II. in Rom.

Das Hauptfest des italienischen Jubeljahres

entfiel auf den ersten Pfingstfeiertag, an dem in großer Feierlichkeit und unter beispielloser Beteiligung der Bevölkerung das Riesendenkmal für Viktor Emanuel II. auf dem Kapitol zu Rom eingeweiht wurde. Die Feier gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung für die Segnungen der Politik, die der große italienische König einleitete. Italiens jetziger Herrscher nahm Gelegenheit, Worte zu sprechen, die zündenden Widerhall in seinem Volke fanden, und gleicherweise einte Ministerium und Volk ein Band gemeinsamer Ueberzeugung. — Man hat das Kolossal-Denkmal ein modernes Weltwunder genannt. Auf breiter Plattform, zu der Freitreppen führen, und die von Rampen und Terrassen umgeben ist, erhebt sich auf riesigem Piedestal das Reiterstandbild Viktor Emanuel des Zweiten in Generalsuniform, höher denn ein stattliches Gebäude. Blumenbeete und plätschernde Brunnen zu Füßen dieses Mittelpunktes mildern die Wucht der Erzstatue, die trotz ihres Imperatoren-Charakters nur eine Episode in dem groß angelegten Ganzen bleibt. Den Hintergrund des harmonischen Aufbaues bildet eine zweireihige halbmondförmige Säulenhalle, sanft gebogen. Drei Museen werden in dem mächtigen Gebäude Platz finden, und in den Hallen des oberen Stockwerks werden fortab alle patriotischen Festlichkeiten abgehalten werden. — Es ist interessant, aus Anlaß der Einweihung auf die italienischen Ereignisse vor 50 Jahren einen Rückblick zu werfen. Am 17. März 1861 nahm der König von Sardinien den Titel an: Durch die Gnade Gottes und durch den Willen des Volkes König von Italien. Zur Hauptstadt dieses Königreichs Italien wurde Rom erklärt. Unter treuer Mitarbeiterschaft des unvergleichlichen Staatsmannes Cavour erließ der neue König eine Reihe einschneidender Gesetze, die die wirtschaftliche Gesundung Italiens in die Wege geleitet haben. Am 9. Januar 1878 schloß Viktor Emanuel II. fast unerwartet für immer die Augen. Es war ein für Rom ungewöhnlich trüber Wintertag, es trauerte die Natur, es trauerte eine Bevölkerung, die ihren König aufrichtig geliebt. Als man am 16. des Monats die Leiche, an der Unzählige vorbeidefiliert waren, nach dem Pantheon überführte, da handelte es sich nicht um ein einfaches Fürsten-Begräbnis, sondern um eine Huldigung ergreifender Art. Fast unmittelbar darauf ging ein Ruf durchs Land: Dem ersten König von Italien sei ein Denkmal zu setzen, das nicht nur Freude und Dankbarkeit einer Nation wiederzuspiegeln habe, sondern das als wuchtiges Zeichen für Italiens Neugeburt die Jahrhunderte überdauern solle. Für den Denkmalsentwurf wurden im Laufe der Jahre zwei internationale Preisausschreiben erlassen. Bei der endgiltigen Abstimmung fiel ein erster Preis auch auf den deutschen Architekten Bruno Schmitz, während der Entwurf des italienischen Grafen Guiseppe Sacconi zur Ausführung gelangte.

Stärkungsmittel holen. Von allen Seiten klangs ihm entgegen: „Was gibt's? Was war das?"

Der Beamte wehrte die Zudringlichen ab: „Ich habe keine Zeit, lassen Sie mich durch." Aber dabei wischte er sich die Schweißtropfen ab, die ihm auf der Stirn perlten, und unwillkürlich stieß er hervor: „Ich wollte, ich brauchte nicht wieder hinein, das war fürchterlich."

Und es war in der Tat fürchterlich selbst für manchen zu hören gewesen, der an erschütternde Szenen vor dem Tribunal gewöhnt war.

Noch zwei, drei Male wiederholten sich diese Schreie; die Zeit war dahingegangen, die zehnte Abendstunde bereits vorüber, in den Straßen alles leer und öde, aber noch immer harrte die Menge im Heim der Gerechtigkeit, wie das Ende sein werde.

„Wie das Ende sein wird?" fragte jemand, als es zehn Uhr auf der Kuppel des Gerichtshauses schlug.

„Sie stirbt den Aerzten unter den Händen," antwortete einer halblaut.

„Und es möchte für sie das Beste sein, der liebe Gott könnte es nicht besser mit ihr meinen!" Diese Aeußerung eines Dritten erweckte stilles Kopfnicken, man war derselben Meinung.

Der mächtige Raum des großen Schwurgerichtssaales erinnerte in seiner ernsten Ausschmückung mit den schweren Portalen, den ragenden Trägern und stockwerkhohen Fenstern, welche die eine ganze Längswand bildeten, an eine Kirche. Er hätte, würden die lebensgroßen Bilder der letzten Landesherren, der Richtertisch und anderes gefehlt haben, auch ohne weiteres dafür angesehen werden können, denn die Plätze für die Geschworenen, gegenüber die Anklagebank und die Sitzreihen im Zuhörerraum hätten auch als Sitzgelegenheiten für Andächtige in den Rahmen eines Gotteshauses gepaßt. Die hohen Kandelaber und Wandarme zu beiden Seiten und hinter dem Richtertisch spendeten ein taghelles Licht für den Saal, ließen die atemlose Spannung, die auf allen Gesichtern sich malte, deutlich hervortreten. Vergessen war die Stunde hier, wo ein ergreifendes Drama der Gerechtigkeit sich abgespielt hatte.

Aus einem Richterzimmer des weiten Hauses war ein ledernes, breites Sopha geholt worden, auf dem die Angeklagte, nachdem sie zum zweiten Male von einem Schreikrampf befallen worden war, gebettet wurde. Zwei Aerzte, die der ganzen Sitzung bereits als Sachverständige beigewohnt hatten, waren um sie beschäftigt, die Bewußtlose wieder ins Leben zurückzurufen, durch geeignete Mittel die furchtbare Aufregung der Nerven zu dämpfen. Man hatte das Sopha vor die Anklagebank gestellt, sodaß die darauf Ruhende dem Richtertische und den zwölf Geschworenen das blasse, totenbleiche Antlitz zuwenden konnte, während sie von den Besuchern des dichtgefüllten Zuhörerraums nicht zu beobachten war. Aber trotzdem hatte sich das ganze Publikum in fieberhafter Aufregung erhoben, und der Präsident des Gerichtshofes hatte mehrfach ernst um Ruhe ersuchen müssen. Es hatte herzzerreißende Szenen gegeben, aber die Zuhörer hatten ausnahmslos den Platz behauptet, trotz aller unheimlichen Empfindungen; so etwas von Aufregung war wirklich nicht dagewesen, das mußte man miterleben, den Ausgang hören.

In ernster Haltung verharrten die Geschworenen, die das Schicksal jener Armen entscheiden sollten, auf ihren Sitzen. Eine gewisse Teilnahme malte sich in den Zügen der meisten der Volksrichter; so schwer belastend auch die Zeugen-Aussagen gewesen waren, die feinen, schmerzdurchwühlten Züge der Angeklagten erweckten Sympathie. Ein gewisses Schuldbewußtsein hatte sich in ihrer niedergedrückten Haltung, in ihrer mitunter schier verzweifelten Stimmung geoffenbart, aber diese tiefen braunen Augen, dieser weiche zitternde Mund, das waren keine Merkmale, die einer schuldbewußten Seele anhaften, daraus sprach vielmehr die Angst, die quälende Furcht eines sanften Gemüts vor der dunklen Zukunft, in der ihr ein langer Aufenthalt hinter Gefängnismauern beschieden sein konnte.

„Ich weiß es nicht!" hatte die Angeklagte bei der Frage des Präsidenten, ob sie sich schuldig bekenne, geantwortet.

Und dann, als das Verhör seinen Gang ging, hatte sie nicht ein einziges Mal die Tatsachen zu entstellen versucht; sie hatte nur still genickt zum Zeichen der Bejahung.

Bei der „Schuldig-Ausführung" des Staatsanwalts hatte die Erregung sie jäh bemeistert, es war zu jenem fürchterlichen Angstschrei gekommen, der allen Zuhörern das Blut in den Adern hatte erstarren lassen. Der Präsident wollte die Sitzung vertagen. Da hatte die Angeklagte mit schwacher Stimme gebeten, heute zu Ende zu Ende zu kommen, damit sie von der schrecklichen Ungewißheit erlöst würde. Und die Aerzte hatten die Frage bejaht, daß die Leidende wohl imstande sei, der Verhandlung zu folgen.

Aber nun, in der späten Stunde, schien doch die Möglichkeit, die Plaidoyers fortzusetzen, zu schwinden. Die Geschworenen, die sich flüsternd unterhielten, sprachen für die Vertagung bis zum nächsten Vormittag, am Richtertische machte sich dieselbe Anschauung geltend. Man wollte nur abwarten, bis die leise ächzende Angeklagte wieder völlig bei Besinnung sei, den Beschluß zu verkünden.

Von allen Geschworenen hatte nur einer an der leisen Besprechung sich nicht beteiligt. Es war ein Herr in der Mitte der dreißiger Jahre, aber von einem so herben, fast strengen Gesichtsausdruck, daß er bedeutend älter erschien. Um ihm mehrere Jahre zuzugeben, trugen auch das dunkle Haar und der gleiche Bart bei, die bereits von zahlreichen Silberfäden durchzogen waren. Die schmalen Lippen waren fest geschlossen, auf der hohen Stirn thronte eine rücksichtslose Energie, die auch aus dem scharfen Blick seiner Augen hervorleuchtete. Aber die letzteren, wenn sie auch nach dem Lager der Angeklagten gerichtet waren, suchten doch nicht die Züge der Kranken, sondern eine andere Gestalt, die vor dem Sopha auf dem Boden kniete und liebevoll nach der Aechzenden aufschaute. Es war ein junges Mädchen, die Schwester der Angeklagten, vielleicht sechs bis acht Jahre jünger, als diese, zum Beginn der zwanziger Jahre. Es war ihr durch Gerichtsbeschluß gestattet, bei derselben zu bleiben, und mitleidig hatte man auf dies arme Wesen geblickt, welchem der stumme Gram auf dem zarten Gesicht geschrieben stand.

Westfalen-Rheinland.

Das neue Rathaus in Menden. Die Stadtverordneten genehmigten den vom Regierungsbaumeister Moritz-Köln entworfenen Plan zum neuen Rathausneubau und bewilligten die Gesamtkosten in Höhe von 225 000 Mark.

Traurige Pfingsten. In der Werkstatt des Schreinermeisters Boeste in Oberbrügge wurde am Tage vor Pfingsten ein Lehrling von umstürzenden Türen gegen einen Motor gedrückt, wobei dem Jungen der Kopf zerquetscht wurde.

Die Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Olpe findet statt am 15. Juli. Zu dem Fest werden zahlreiche Ehrengäste eingeladen. Bestimmt erwartet werden der Oberpräsident von Westfalen, Prinz zu Ratibor und von Corvey, der Landeshauptmann und der Regierungspräsident v. Bake-Arnsberg.

Ein eigenartiges Fest, überliefert aus der reichen geschichtlichen Vergangenheit der alten westfälischen Provinzialhauptstadt, wird bald in Münster gefeiert. Es handelt sich um den sogenannten „Guten Montag" der Bäcker- und Brauergilde, dessen Entstehung seltsamerweise in die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683 seine Ursache hat. Die Stadt Wien befand sich in großer Bedrängnis, denn die Türken unter Kara Mustapha versuchten das Aeußerste, um die Stadt zu nehmen, bevor der Entsatz herannahte. Sie legten unter der Stadtmauer her einen unterirdischen Gang an, durch den dann in der Nacht zum 10. September eine auserlesene Schar in die Stadt eindringen, sich des Tores am Rosenturm bemächtigen und durch dieses dem türkischen Heere Zugang verschaffen sollte. Die Vereitelung dieses verwegenen Planes, von dem die Zukunft der Stadt abhing, wurde das Werk dreier Münsterscher Bäckergesellen, die auf ihrer Wanderschaft nach Wien gekommen waren und dort bei einem in der Nähe des Rosenturmes wohnenden Bäckermeister Stellung gefunden hatten. Während sie, so wird erzählt, nachts bei ihrer Arbeit waren, hörte einer von ihnen, Melchior Lechter, plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch unter sich, das die Vermutung nahelegte, daß dort mit Hacke und Spaten gearbeitet würde. Man erriet den Zusammenhang mit der Türkenbelagerung sofort, sorgte für schleunige Benachrichtigung der Kommandantur und empfing dann die aus dem unterirdischen Gange hervorkommenden Muselmanen in gebührender Weise. Eine große Gefahr war dadurch für die Belagerten abgewendet, und Kaiser Leopold wollte die wackeren Münsterschen Bäckergesellen belohnen. Als er ihnen irgend einen Wunsch freistellte, bat Melchior Lechter, er möge den Münsterschen Bäckern für ewige Zeiten alljährlich einen „Guten", das heißt einen freien, festesfrohen Montag gewähren. Der Kaiser willigte ein und schon bald darauf feierten die Bäcker der alten Westfalenstadt ihren ersten „guten Montag" und Melchior Lechter wurde der erste König des Festes. Bis auf den heutigen Tag wurde die schöne Sitte beibehalten, nur daß man jetzt den guten Montag nur noch alle drei Jahre begeht.

In Kray versuchte ein Mann, einen Personenzug zum Entgleisen zu bringen, indem er nicht nur sämtliche Weichen umlegte, sondern auch, um das Richtigstellen der Weichen zu verhindern, Steine ꝛc. zwischen die Weichenzungen steckte. In Höhe des Blocks Leythe legte der Unbekannte einen etwa 0,5 Meter hohen und 0,35 Meter dicken Holzklotz auf die Schienen. Als Täter wurde der geisteskranke Stellmacher Friedrich Polle aus Perver ermittelt.

In Essen fiel die 11jährige Anna Kraft aus dem dritten Stock ihres Elternhauses auf die Straße. Das Kind wurde schwerverletzt zum Krankenhaus gebracht.

Beim Baden in der Ruhr ertrank der 18 Jahre alte Schlosser Becker aus Essen-West. Die Leiche ist noch nicht gelandet.

In Barmen wurde in der letzten Zeit in eine Reihe von herrschaftlichen Villen eingebrochen. Es gelang bis jetzt nicht, der Einbrecher habhaft zu werden. Montag konnte nun die Polizei drei der jugendlichen Einbrecher in einer Villa in der Ottostraße überraschen, während zwei von ihnen entwischen konnten, wurde der dritte festgenommen. Es ist der 13 Jahre alte Schüler Winkels. Die beiden anderen jugendlichen Einbrecher wurden bei ihrer Rückkehr von einer Rheintour, die sie unternommen hatten, verhaftet. Es sind die Brüder Hans und Erich Henke. Im Besitz der Knaben wurden eine Anzahl Uhren, Brillen und Wertsachen gefunden, die von den Diebstählen herrühren. Sechs vollendete Einbrüche und ein Einbruchsversuch konnten den Burschen bis jetzt nachgewiesen werden.

Ein internationaler Taschendieb wurde Pfingsten auf dem Düsseldorfer Hauptbahnhofe in der Person des Kaufmanns Gustav Larson aus Stockholm verhaftet. Derselbe übt mit Vorliebe sein verbrecherisches Handwerk auf Bahnhöfen aus; auch in D. wurde er festgenommen, als er im dichten Verkehrsgedränge einem Handwerksmeister aus Benrath die Geldbörse aus der Tasche gestohlen hatte. Larson wird von mehreren Staatsanwaltschaften steckbrieflich verfolgt.

Vom Zuge getötet wurde auf dem Bahnhof Kempen ein Rangierer durch einen von Kleve kommenden Zug. Der Mann war verheiratet und Vater von fünf Kindern.

Ein Fall von Genickstarre ist bei einem Soldaten des rheinischen Fußartillerieregiments Nr. 8 in Köln festgestellt worden. Die umfassendsten Vorbeugungsmäßregeln sind getroffen worden.

Selbstmord beging der Krankenkassen- und Armenarzt Lommer in Berkum bei Godesberg. Bei der Impfung, die kürzlich stattfand, hatte er einem Kinde den Arm stark verletzt, weshalb ihm die Weiterimpfung untersagt wurde. Das hat er sich so zu Herzen genommen, daß er sich mit einem Operationsmesser die Halsschlagadern durchschnitt.

Drei Personen ertrunken. Beim Baden in der Sieg sind nahe der Mündung in den Rhein drei Ziegelarbeiter, und zwar die Brüder Rudolf und Georg Kamp und Paul Flachs, alle drei aus der Provinz Posen, ertrunken. Die Leute wohnten in Bonn und waren offenbar des Schwimmens unkundig. Ihre Leichen sind noch nicht geborgen.

Feuer zerstörte in Vianden bei Trier fünf architektonisch wertvolle Häuser. Viel Vieh ist dabei umgekommen.

Die Lungenpest ist in Moresnet bei Aachen unter dem Rindvieh ausgebrochen. In den letzten Tagen sind 14 Stück Rindvieh der Seuche erlegen. Die Behörden sperrten wegen der großen Uebertragungsgefahr sämtliche Wiesen und Abkürzungswege für jeglichen Verkehr, nur die Hauptstraßen sind freigegeben.

Fahrlässige Tötung. Der 40jährige Zimmermeister Joh. Elbern in Aachen hatte bei der Errichtung eines Dachstuhles dadurch gegen die baupolizeilichen Vorschriften verstoßen, daß er vorher das oberste Stockwerk des Neubaues nicht genügend hatte abdecken lassen. Bei den Arbeiten am Dachstuhl stürzte ein Zimmermann ab; er fiel durch eine Lücke in der Abdeckung und blieb tot. Die Strafkammer verurteilte den Zimmermeister wegen fahrlässiger Tötung zu einem Monat Gefängnis.

Lokales.

Ein selten stilles Pfingstfest liegt hinter uns und wir können uns dessen freuen. Schwere Unglücksfälle, die auffällig oft im Gefolge der Feste auftraten, haben wir diesmal bei uns in Deutschland, wenn wir von dem Todessturz des jungen Rennfahrers Theile in Berlin absehen, nicht zu verzeichnen gehabt. Auch in der Politik blieb alles ruhig; ängstliche Gemüter, die unliebsame Szenen anläßlich der Einweihung des großen italienischen Nationaldenkmals in Rom am Pfingstsonntag befürchteten, haben sich enttäuscht gesehen. Alles blieb ruhig. Und wenn jetzt nach Pfingsten überall in deutschen Landen Schüsse fallen, — so braucht das zur Beunruhigung wahrlich keinen Anlaß zu geben, das ist ein fröhlicher Krieg im Frieden, den die Schützengilden in ihren Ständen ausfechten. Dem Frohsinn und der Heiterkeit gehören diese Tage nach Pfingsten, und, wie kann es auch anders sein, wenn blauer Himmel über der sommerlich prangenden Erde lacht, wenn jede Kreatur sich seines Daseins freut, wenn süßer Rosenduft durch alle Wege weht!

Butter.

Das ist ein Thema, das wohl jedermann und nicht zum wenigsten unsere Hausfrauen interessieren dürfte. Wer von uns Kulturmenschen möchte die Butter missen, die dem Brote erst den eigentlichen Wohlgeschmack und dem Gebratenen die notwendige Flüssigkeit verleiht? Schon die alten Patriarchen kannten dieses Produkt der Milch; denn als die drei Engel zu Abraham kamen, setzte er ihnen Butter und Milch vor; demnach darf die Butter auf ein Alter von über 5000 Jahren zurückblicken. In den Weissagungen des Jesaias über den kommenden Erlöser findet sich eine Stelle, daß dieser Butter und Honig essen werde. Daraus läßt sich schließen, wie verbreitet bereits im grauen Altertum die Butter war. Eigentümlich ist die Verwendung dieses Nahrungsmittels zu religiösen Zwecken, wie es die Inder taten. In ihren heiligen Büchern, den Veden, wird das Opfern, bei dem die Speisen mit Butter bedeckt werden, mehrfach erwähnt. Dagegen besitzen wir keine sichere Kunde, ob die alten Griechen und Römer unsere Butter gekannt haben. Es scheint vielmehr, als ob die Germanen die ersten Europäer gewesen sind, die sie herstellten. Wenigstens rühmt Plinius sie als eine der köstlichen Speisen der Barbaren. Zu Kultuszwecken benutzten die ersten Christen die Butter, in ihren Altarlampen brannte sie statt des Oels, und noch heute spielt sie in der katholischen Kirche eine große Rolle, da ihr Gebrauch während der strengsten Fastentage, nämlich am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag, untersagt ist. Einer großen Bedeutung zur Behandlung von Wunden erfreute die Butter sich später bei den Römern, die das Heilmittel in ihr richtig erkannten. Daß sogar ein Buch über die Butter geschrieben wurde, worin nicht nur ihre sämtlichen Namen in allen bekannten Sprachen zusammengestellt, sondern auch die verschiedenen Arten der Zubereitung gründlich erörtert wurden, sei noch erwähnt. Der Verfasser war der holländische Gelehrte Martin Schookins, der im 17. Jahrhundert lebte. Heutzutage ist die Butter, wie man so zu sagen pflegt, „in aller Munde". Sie ist ein außerordentlich wichtiger Handelsartikel geworden.

Eine Ehe von kurzer Dauer.

Frau von Schoenebeck-Weber.

Die Ehe der ehemaligen Majorin von Allenstein, um deren willen zwei Männer, preußische Offiziere, zu Grunde gehen mußten, mit dem Berliner Schriftsteller A. O. Weber wird demnächst nach zweijähriger Dauer gelöst werden. Niemand war sich, als diese Ehe geschlossen wurde, darüber im Zweifel, daß Herr Weber die Heldin der Allensteiner Tragödie nur heirate, um für sich eine ungewöhnliche Reklame zu machen, über deren Geschmack sich allerdings streiten läßt. Die beiden Kinder des Majors von Schoenebeck, ein Knabe und ein Mädchen, befinden sich in der Obhut ihres Onkels, eines in Karlsruhe stehenden Offiziers. Es jährt sich just in diesen Tagen, daß der Allensteiner Prozeß eröffnet wurde. Die Anklage gegen die Majorin lautete auf Anstiftung zum Morde. Das Verfahren mußte kurz vor der Beendigung eingestellt werden, da die Angeklagte den Aufregungen schließlich nicht mehr gewachsen war und körperlich und seelisch zusammenbrach.

Die Bibel am chinesischen Kaiserhofe.

Vor zehn Jahren wurde von den evangelischen Christen Südchinas der nunmehr verstorbenen Kaiserin-Regentin zu ihrem 60. Geburtstage eine Bibel verehrt. Das Exemplar ist von einem berühmten Schönschreiber geschrieben worden. Die Blätter waren aus weißer Seide. Mit einem prachtvollen Einband versehen in einem Kasten aus Silber von getriebener Sutschouer Arbeit, war die Heilige Schrift der Fürstin überreicht und von ihr gnädig angenommen worden. In einem liebenswürdigen Schreiben, dem die hohe Dame Geschenke aus Seide für die Veranstalter des Werkes beigefügt hatte, hatte die Kaiserin ihre Freude über die kostbare Gabe ausgesprochen. Man erzählt sich, daß das Buch in der Verbotenen Stadt großes Interesse erregt habe und gelesen worden sei. Der Kaiser Kwang Sü hatte dann, wie der Bericht der Bibelgesellschaft in Peking erzählte, durch einen Eunuchen Exemplare des Neuen Testaments kaufen lassen und sie seiner Bibliothek einverleibt. Exemplare der Ausgabe in dem bekannten Einbande, womit die Bücher der Kaiserlichen Bücherei versehen werden, kamen bei der Eroberung der Stadt 1900 in den Besitz der Europäer. Ein neues Testament, das der Kaiser augenscheinlich eifrig studiert und reichlich mit Notizen und Anmerkungen versehen hatte, wurde im kaiserlichen Studierzimmer auf dem Boden liegend gefunden. Auch das kostbare Geburtstagsgeschenk fand man nach der jähen Flucht des Hofes im Zimmer der Kaiserin und es gelangte im Privatbesitz. Der Gedanke, auch dem jungen Kaiser Hsüan Tung eine Bibel zu überreichen, fand nun bei den Christen Südchinas lebhaften Anklang. Die Gaben flossen reichlich. Bald nach dem Erscheinen des Aufrufs kamen 4000 Dollar zusammen. Vor einiger Zeit ist das Exemplar der Bibel durch einen amerikanischen Gesandten dem Hofe überreicht worden. In seiner Antwort spricht der Vater des Kaisers, der Nya Tsching Wang, d. h. der Prinz-Regent, wie er im Volke heißt, seinen herzlichen Dank dem Komitee aus und fügt hinzu, daß sein Sohn der Kaiser, jetzt noch zu klein wäre, daß er aber nach drei Jahren, wenn er „li liau möng hsüo nia", d. h. wenn er aus der „Klasse der Träumenden" (der ABC-Schützen) käme, das Buch lesen und studieren werde.

Während der Verhandlung hatte sie nur selten die Augen erhoben, sie hatte die Hände der Schwester in den ihrigen gehalten, sie zärtlich gestreichelt und gedrückt, um ihr Mut für diese ernsten und wichtigen Stunden einzuflößen. Furchtsam war ihr blaues Auge zu dem Richtertisch hinübergeschweift, die bejahrten Herren, welche das Richter-Kollegium bildeten, hatten ihr eine gewisse Beruhigung eingeflößt; dann war ihr Blick mit leisem Forschen weiter gewandert und hatte den ersten der Volksrichter, den ernsten, strengen Mann geschaut, und ein leises Frösteln hatte sie zusammenschaudern lassen. Auf dieser kalten Stirn stand das Urteil für die Angeklagte bereits geschrieben. Und war die Schwester schuldig?

Nein, nein! hämmerte und pochte es in den Adern und Schläfen des jungen Mädchens. Aber was konnte, was wollte sie beweisen? Nichts. Sie konnte einer fühlenden Seele vieles, vieles offenbaren, aber es gehörte ja nicht eigentlich zum Prozeß. Und dann die Ehre der Familie!

Gott mußte helfen!

„Erbarmen!" Die Angeklagte hatte ihre Besinnung wieder gewonnen. Wie ein Hauch glitt das leise Wort aus ihrem Munde, nur für die Richter und die Geschworenen hörbar. Einer der Aerzte trat zu einem kurzen Bericht an den Präsidentenplatz. Die Leidende würde sich bis morgen soweit erholt haben, daß die Verhandlung dann fortgesetzt werden konnte. Eine längere Verzögerung würde ihr schädlich sein. . . Nur für heute Abend . . .

Der Präsident erhob sich und verkündete die Vertagung der Sitzung bis zum nächsten Vormittag. Eine Verneigung des Richters und der Geschworenen, und langsam leerte sich der Saal.

Am Arm ihrer Schwester schwankte die Angeklagte, nachdem der Korridor einigermaßen von dem neugierigen Publikum geräumt war, in ihre Zelle zurück, wo sie eine Krankenschwester erwartete.

„Lebe wohl, Alice, bete für mich!"

„Hoffe, Hertha, hoffe! Du bist unschuldig, Du mußt es sein!"

Die Angeklagte antwortete nicht darauf: „Schlafe wohl, du Gute," sagte sie leise. Ein trauriges Lächeln umspielte die Lippen des Mädchen's, dann ging sie hinaus.

Bereitwillig öffnete ihr ein Gerichtsdiener eine Seitentür, um einem Drängen durch die sich unten in der Vorhalle noch immer stauende Menschenmasse vorzubeugen, und so trat Alice Wedenfeld allein ins Freie, in den sausenden Schneesturm hinaus, während aus dem Hauptportal die Menge im dichten Gewoge hervorquoll.

„Mut, Fräuleinchen", hatte der gutmütige Gerichts-Cerberus vor dem Lebewohl gesagt.

Sie hatte Mühe gehabt, die quellenden Tränen zu unterdrücken.

Die Geschworenen besprachen, während sich die Herren im Vorzimmer ihres Beratungszimmers für den Nachhauseweg in ihre Pelze und Ueberzieher hüllten, die Vorfälle des Abends lebhaft.

Die Angeklagte war krank; sie litt unter einer seelischen Depression nicht erst seit heute. Die Teilnahme, welche auf eine Zubilligung von mildernden Umständen hindeutete, trat klar hervor. War aber die Angeklagte schuldig oder nichtschuldig? Sie hatte als Antwort nur das „Ich weiß es nicht!" gehabt. Man blickte auf den Dr. Lothar Haller, den ernsten Kollegen, der schon zweimal Obmann der Volksrichter gewesen war und es wahrscheinlich auch in dieser Sache werden würde. Auf seine Ausführungen hatte man sehr gehört.

Haller hatte zu den Bemerkungen der anderen Herren ein finsteres Schweigen beobachtet; aus einer der Rotweinflaschen, die der Gerichtsdiener mit anderen Erfrischungen jeden Morgen für die Geschworenen bereit stellte, füllte er sich ein, zwei Gläser und leerte sie rasch. Er war außerordentlich aufgeregt, wenn er sich äußerlich auch nichts merken ließ. Der Schlund war ihm wie vertrocknet, die Zunge wollte am Gaumen festkleben.

„Nun, Herr Doktor, was sagen Sie?" Ein behäbiger Rentier, der zum ersten Male als Geschworener ausgelost war, fragte den Schweigsamen nach seiner Anschauung.

Aber der so Interpellierte vermied jede Aeußerung auch unter vier Augen: „Warten wir den Schluß der Verhandlung ab, mein lieber Herr Fischer, und dann werden wir dort," er wies auf das Beratungszimmer, „uns eingehend auszusprechen haben."

„Nun ja," meinte Herr Fischer, „aber ich weiß, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen kann. Diese Angstschreie vergesse ich nie!"

Den übrigen Herren erging es wenig anders. Man trennte sich mit einem kurzen, aber doch vielsagenden: „Nun denn, morgen!"

„Morgen!"

So murmelte auch Dr. Lothar Haller vor sich hin, als er allein draußen im Schneewirbel stand. Die Kollegen waren ausnahmslos mit einer Droschke oder der Straßenbahn davon gefahren, um aus dem entfernten Bezirk der Großstadt, in welchem das neue Justizgebäude lag, in ihre Stadtviertel zurückzukehren, wo sie dann wohl noch ein halbes Stündchen am Stammtische zu plaudern gedachten, Respektspersonen als Richter in der großen Sensationssache dieses Tages.

Haller empfand den scharfen Sturmwind wohltuend und kühlend, er schob den Zylinderhut, den er trug, absichtlich aus der Stirn zurück, um den befreienden Atem des Sturmes voll zu empfinden. Dann reckte und streckte er seine vom langen Sitzen im Schwurgerichtssaale steif gewordenen Glieder und schritt nun langsam dahin.

„Das arme Kind!" entfuhr es ihm unwillkürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hexenaustreibung. In einem Orte bei Weißenhorn in Bayerisch-Schwaben wurde eine regelrechte Hexenaustreibung durch einen als Hexenmeister bekannten Mann vorgenommen. Er wollte ein „verhextes Haus" von dem darauf haftenden Zauber befreien. Drei Stunden lang trieb er seinen Hokuspokus im Hause, das von bewaffneten Dorfeinwohnern, die die Hexe ergreifen sollten, scharf bewacht wurde. Die Hexe ist jedoch „unsichtbar entwichen". Man versteht es heutzutage wirklich nicht mehr, wie es im Deutschen Reiche noch irgendwo eine so zurückgebliebene Bevölkerung geben kann. Es ist dies ein würdiges Seitenstück zu der Teufelsaustreibung, die Ende des vorigen Jahrhunderts auch in der dortigen Gegend, in Wernding, vorgenommen wurde.

Bei Blutarmut, Bleichsucht,

blutarmen Zuständen, bei denen eine Mehrung der Blutmenge und Besserung der Blutbeschaffenheit notwendig ist, z. B. nach Blutverlusten (Operationen, Wochenbetten usw.), Frauenkrankheiten, Magen- und Darmleiden, Nervenkrankheiten, nach überstandenen erschöpfenden Krankheiten usw. werden warm empfohlen Trinkkuren im Hause mit

Lamscheider Stahlbrunnen.

„In allen Fällen sahen wir die Symptome der Chlorose (Bleichsucht) sehr bald verschwinden und einem körperlichen und seelischen Wohlbefinden Platz machen, das um so schneller eintrat, je schwerer die einzelnen Fälle waren. **Die Patienten erholten sich merkwürdig schnell.** Oedeme und Schmerzen in den Füßen verschwanden, der Appetit nahm zu, die Kopfschmerzen ließen nach, gesunder Schlaf stellte sich ein, die Müdigkeit machte einer gewissen Arbeitsfreudigkeit Platz." — „Ich teile Ihnen mit, daß ich bei den verschiedenen Erkrankungen des Magens, auf nervöser Grundlage basierend, Ihr Wasser mit gutem Erfolg angewandt habe und dasselbe seit mehreren Jahren in vorkommenden Fällen gern empfehle." Ausführliche Mitteilungen über Kurerfolge und Bezug des Brunnens kostenlos durch Lamscheider Stahlbrunnen in Düsseldorf S. W. 41.

Aushebung pro 1911.

Die Aushebung der Militärpflichtigen des Kreises Schwelm, sowie die Superrevision der von den Truppenteilen wegen körperlicher Fehler vor beendeter Dienstzeit als untauglich entlassenen Mannschaften findet in der Zeit

vom 14. bis einschl. 21. Juni 1911

im Lokale der Wirtin **Witwe August Hösterey** zu Schwelm, Kölnerstraße statt.

Die Militärpflichtigen des hiesigen Kreises werden aufgefordert, an einem Tage, der durch noch besonders zugehenden **Vorladungsschein näher bestimmt wird, vormittags 9 Uhr** mit rein gewaschenem Körper und in nüchternem Zustande im vorgenannten Aushebungslokale zu erscheinen.

Militärpflichtige, welche Kneifer, Brillen oder Bruchbänder tragen, haben dieselben mitzubringen.

Die Militärpflichtigen haben ihre Losungsscheine mitzunehmen und im Aushebungslokale abzugeben.

Von den Truppenteilen abgewiesene Einjährig-Freiwillige, welche im hiesigen Kreise ihren Wohnsitz haben, werden hierdurch aufgefordert, sich zum **10. n. Mts.** auf dem Bureau des Königl. Landratsamtes zu melden, sofern dies nicht schon früher geschehen sein sollte.

Die Reklamationen werden in diesem Jahre an den beiden letzten Aushebungstagen verhandelt. Die Reklamierten gelangen daher an einem der genannten Tage zur Vorstellung. Eltern und Angehörige der reklamierten Militärpflichtigen haben mit Ausnahme der Kinder unter 14 Jahren mit zu erscheinen. In Behinderungsfällen sind Zeugnisse pp., welche das Nichterscheinen begründen, vorzulegen, da sonst ohne Weiteres die eingelegte Reklamation zurückgewiesen wird.

Bisher nicht vorgebrachte Reklamationen sind sofort bei der zuständigen Ortsbehörde anzubringen und haben spätestens bis zum Aushebungsgeschäft der Ober-Ersatz-Kommission vorzuliegen, da spätere Gesuche nur bei eingetretenen Aenderungen berücksichtigt werden dürfen.

Begründete Wünsche der Militärpflichtigen um Zuteilung zu einem bestimmten Truppenteil können vor der Entscheidung im Aushebungsgeschäft berücksichtigt werden. Später hervortretende mündliche oder schriftliche Wünsche bleiben unberücksichtigt.

Schwelm, den 24. Mai 1911. 3634

Der Zivil-Vorsitzende der Ersatz-Kommission.
J. V.:
von Oettingen, Regierungsassessor.

Bekanntmachung.

Das diesjährige Invalidenprüfungsgeschäft, zu welchem zu erscheinen haben diejenigen Militär-Invaliden und Rentenempfänger, deren Pension bezw. Rente mit Ende September dieses Jahres abläuft, findet wie folgt statt:

1. Für die Mannschaften der Stadt Bochum am 13., 14., 16., 17. und 19. Juni 1911, vormittags von 9 Uhr ab, im „Evangelischen Vereinshause", Mühlenstraße Nr. 25.
2. Für die Mannschaften des Kreises Hattingen am 20., 21. und 22. Juni 1911, vormittags von 9 Uhr ab, im Lokale des Wirtes Böttcher zu Hattingen, Bahnhofstraße.
3. Für die Mannschaften der Stadt Witten am 23. und und 24. Juni 1911, vormittags von 9 Uhr ab, im Saale des Wirtes Borgmann zu Witten, Ruhrstraße.

Zum Invalidenprüfungsgeschäft sind Ausweise über Arbeitslohn und Krankfeiern (Lohnbücher, ärztliche Atteste, Rezepte pp.) für die Zeit der letzten Anerkennung bezw. Rentenfeststellung mitzubringen. Diejenigen in Frage kommenden Militär-Invaliden und Rentenempfänger, denen bis zum 4. Juni 1911 keine Beorderung zugestellt ist, haben sich umgehend beim Bezirkskommando zu melden. 3576

Bochum, den 26. Mai 1911.

Königliches Bezirkskommando I.
Meyer.

Bekanntmachung.

Die Hebung des Brückengeldes an der Brücke zu Steele

soll vom **1. Juli 1911 ab auf 5 Jahre neu verpachtet werden.** Die Höhe des zu entrichtenden Brückengeldsatzes ist durch besonderen Tarif geregelt. Den Tarif und die weiter geltenden Bedingungen können im Rathaus, Zimmer 14, eingesehen werden. Reflektanten werden ersucht, ihre Offerten **bis zum 10. Juni d. Js. schriftlich** dem Unterzeichneten einzureichen.

Es ist insbesondere Angabe der Höhe der jährlichen Abgabe, welche für die Einnahme geboten wird, erwünscht, ebenso die Bezeichnung und die Höhe der Sicherheit, welche für die ordnungsmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit gestellt werden soll. 71

Steele, den 23. Mai 1911.

Der Bürgermeister: Schulz.

Käse, Holsteiner, Holländ., saftige u. schnittige Ware, kein Kunstprodukt, sond. Naturware, netto 9 Pfd. nur Mk. 2.65 liefert u. Nachnahme
H. Krogmann, Nortorf i. H. 330



Fahrräder, erstklassig direkt von der Fabrik an Private und Händler von Mk. **54.**— an.
Zubehörteile, Mäntel von Mk. **2.80** an
Reparaturen auch an fremdem Fabrikat prompt u. billigst
Nähmaschinen von Mk. **56.**—an.
Katalog umsonst u. portofrei.
Duisburger Fahrradfabrik „Schwalbe" Akt.-Ges.
Duisburg-Wanheimerort.
Gegründet 1896.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 38—42.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Versende gegen Nachnahme direkt an Private **gutes**
Haarbrücker Roggenbrot
ca. 7 Pfd. für 80 Pfg. und Stuten für 90 Pfg. 17
Vertreter gesucht.
B. Pollmann, Bäckermeister,
Haarbrück,
Kreis Höxter a. d. Weser.

HAUSPUTZ
am schönsten mit
LUHNS
Wasch-Extrakt

Gebr. Küchenschrank
billig zu verkaufen. 3311
Hattingen, Gr. Weilstr. 12.

Wir suchen sofort
vertrauens- **Frau** od. bestehend. würdige Geschäft für auf eigen. Rechnung f. d. Verkauf nach Gewicht, aller Art Zeugreste. Wohnung genügt. Ia. Sicherheit w. verlangt. Off. u. Chiffre **„Elsässer Webereien"** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Straßburg i. Els.** 3810

Ein ordentl., in Küche und Hausarbeit erfahrenes
Mädchen
zum baldigen Eintritt gesucht.
Frau Elling,
Hattingen, Bahnhofstraße 24.

Tüchtiges Mädchen
von 15—16 Jahren in kinderl. Haushalt gesucht. 3808
Offerten unter **Nr. 24§ postlagernd Barmen-Wupperfeld.**

Barbierlehrling
auf sofort oder später gesucht.
Aug. Stein,
Linden-Ruhr. 1715

Für Mütter und Hebammen.



Ich habe Ihr Fabrikat bei meinem eigenen damals 14 Tage alten Kinde, welches durch Brechdurchfall bereits soweit heruntergekommen war, daß ich alle Hoffnung aufzugeben begann, mit geradezu staunenswertem Erfolg angewandt. Der Brechdurchfall wurde sofort gestillt und nahmen die Kräfte des Kindes täglich zu, so daß bis heute nicht mehr die geringste Störung eingetreten ist. Ich kann daher allen Müttern, besonders jenen, deren Lieblinge sehr schwach oder schon krank sind, Ihre Fabrikate auf's beste empfehlen. Indem ich nun für Ihre Sendung meinen wärmsten Dank ausspreche und nicht verfehlen werde Ihr Fabrikat aufs beste zu empfehlen, unterzeichne hoch, achtungsvoll gez. Johanna Nirschel, Hebamme.

Gratisproben und Prospekte durch:
G. Stempfle, Kgl. Hoflieferant, Oberstdorf bayr. Alpen.
Erhältlich in **Hattingen** der **Löwen-Apotheke** am Kirchplatz.

60000 Liter Milch täglich
werden gebraucht zur Herstellung der beliebten Van den Bergh'schen Margarine-Erzeugnisse, an ihrer Spitze die allgemein bekannten Marken
Cleverstolz und Vitello
Stets frisch zu haben in allen einschlägigen Geschäften.

NERLBI
BRUAMGH
SERDNED
ZIPELIG
LEIK
RENANVOH
MEGGURBAD
NOPES
RATTSGUTT
SENES

Sind Sie gewandt?
Wir haben 10 Städte-Namen ausgewählt und deren Buchstaben umgestellt. **Können Sie die Lösung finden?** Versuchen Sie es, bitte. **Wir haben etwas für Sie,** was wir Ihnen senden würden und was eine **angenehme Ueberraschung** für Sie sein dürfte. Sie empfangen die Sendung **vollständig kostenlos,** falls Sie uns die richtigen Städte-Namen sowie Ihren Namen u. Adresse auf einer Postkarte mitteilen: Bitte weder Briefmarken noch Geld einzusenden. **Verschieben Sie die Sache nicht! Wer zuerst kommt, malt zuerst!** Senden Sie Ihre Karte sofort an:
Heriot-Company, Prämien-Abteilung,
Friedenau W. 10. 17

Oetker's Rezepte



Schmalzgebackenes.

Zutaten: 100 g Butter, 100 g Zucker, 2 Eier, 500 g Mehl, 1 Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver,** 2 Eßlöffel voll Milch, 2 Eßlöffel voll Wasser.

Zubereitung: Man rühre die Butter schaumig, füge Zucker, Eier, Milch, Wasser und das mit dem Backpulver gemischte Mehl hinzu. Dann rolle man den Teig aus, schneide mit einem Messer oder Rädchen Streifen davon, schlinge sie zu einem Knoten, backe diese in Fett (halb Palmin, halb Schmalz) schwimmend hellbraun und bestreue sie noch heiß mit Zucker.

Warm und kalt eine delikate Nachspeise, auch als Kaffeegebäck sehr zu empfehlen!

Schirm-Reparaturen und Bezüge
schnell und gut.
Bochumer Schirm-Manufaktur
Ph. Nimphius, Bongardstrasse 14 (Tonhalle).
1441

Täglich frische Eier!
und spielendleichte Aufzucht der **Küken**
erzielt man mit
Fleischfaser-Muskator
(Die Qualität machts.)
Geflügelfutter à Zentner Mk. 14, 10 Pfd. 1.60 Mk.
Kükenfutter „ „ „ 17, 10 „ 2.00 „
Zu haben bei:
Wilh. Beckmann, Hattingen,
Otto Wemper, Hattingen,
W. Gönnewig, Nierenhof,
Fr. Sondermann, Nierenhof,
Fr. Kollmann, Linden, Königstraße,
Filiale Hattingerstraße,
„ Welperstraße,
H. Stein, Dahlhausen, Horkenstein,
J. H. Stammen, Dahlhausen,
Otto Dahlmann, „
Rich. Haarmann, Blankenstein
H. Thielemann, N.-Bonsfeld,
E. Dreyer, Steele. Bahnhof.

Miet-Pianos
in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe
Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Butter! **Butter!**
Suche wöchentl. Privatkäufer für Butter in Postkollis netto 9 Pfd. Inhalt für 9 Mk. franko Haus geg. Nachn. Gar. reine Naturbutter. **W. Kanschat, Marggrabowa,** Ostpr.

Kopfläuse
mit Brut vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist.** Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Tausende v. Anerkennungen. Flasche 50 Pf. In Drogerien und Apotheken.

Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf die Bezeichnung **Goldgeist** W. Z. 75198.

Meine Sprechstunden
finden wieder **regelmäßig** von **9—12 und 2½—6 Uhr** statt.
Dr. med. Rusche,
Spezialarzt für Haut- Harn- und Geschlechtskrankheiten.
Anstalt für Röntgen- und Licht-Behandlung. 3543
Hagen i. W.
Bahnhofstr. 29 a, Fernspr. 1906.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.
1 Tabakspfeife umsonst zu ¼ Pfd. meines berühmten **Förstertabak** für M. 4.25 frk. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kost. zus. M. — frk. ¼ Pfd. **Jagd-Kanaster** m. Pfeife M. 4.50 frk. 9 Pfd. holländ. **Kanaster** mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. **Frankfurter Kanaster** m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!



Bauschule Rastede (Oldbg.)
Meister- u. Polierkurse. Vollständ. Ausbildung i. 5 Mon.
82) Ausführl. Progr. frei.

Cacao rein, feinschmeckend, 10 Pfd. Abnahme à Pfd. 84, 95, 103, 107 Pfg., bei 5 Pfd. 5% Aufschlag, franko Nachn.
Rudolf Stitz, Siegen I. W. 17
Cacao-Import.

Göricke
Kein anderes Fahrrad der Welt hat die Riesenleistung aufzuweisen
101 km 623 m in 1 Stunde.
Bestes Fahrrad für **Sport** und **Geschäftszwecke.**



Pianino
Ibach, gut erhalten, sehr billig zu verkaufen.
Wilh. Hohrath Söhne,
Dortmund — Burgwall 21.

Überzeugen Sie sich, daß die **Deutschland-Fahrräder**



in der Qualität **die besten,** dabei im Preise **außerordentlich billig** sind. Verlangen Sie gefl. kostenfrei illustr. über 400 Seiten starke u. 28×35 cm. große Preisliste die reichhaltigste Auswahl auch aller Radfahrer-, Auto- und photogr. Bedarfsartikel, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musik- und Goldwaren etc. von
August Stukenbrok, Einbeck 15
Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Zweites Blatt zu Nr. 23.

Das erste Jahr des bergbaulichen Arbeitsnachweises.

Ueber die Tätigkeit des vom rheinisch-westfälischen Zechenverbande ins Leben gerufenen Zwangsarbeitsnachweises während des Jahres 1910 macht der soeben erschienene Jahresbericht des Zechenverbandes folgende Mitteilungen: Insgesamt wurden 194 462 Arbeitsnachweisscheine ausgestellt. Hiervon wurden 5870 Scheine an solche Arbeitssuchende gegeben, die wegen Nichtannahme die Arbeitsnachfrage auf anderen Zechen wiederholten. Außerdem wurden von den 194 462 Arbeitsnachweisscheinen 17 075 Scheine an die Leute ausgestellt, die entweder überhaupt nicht zu der Zeche, auf der sie Arbeit nachgewiesen erhalten hatten, oder die im Falle der Zurückweisung durch die Zeche nicht nochmals beim Arbeitsnachweis vorsprachen. Wie unsere Feststellungen in den letzten Monaten des Berichtsjahres ergeben haben, lassen sich etwa vier Fünftel dieser Leute einen Nachweisschein ausstellen, gehen aber nicht zur Zeche hin. Infolgedessen haben von den 194 462 Nachweisscheinen nur 171 517 zu einer Annahme geführt. Da ferner noch 10 241 Leute die aufgenommene Arbeit nicht aufgenommen haben, betrug die Zahl der Anlegungen 161 267. Die Fälle, in denen die Leute die Arbeit aus den Verbandszechen unter Kontraktbruch verließen, haben gegenüber dem Vorjahre außerordentlich zugenommen; sie stiegen von 6503 im Jahre 1909 auf 10 661 im Jahre 1910. Die auffallende Zunahme der Kontraktbrüche hat man ohne Zweifel zum Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß die für den Kontraktbruch früher vorgesehene Aussperrungsfrist von sechs Monaten mit der Einführung des Arbeitsnachweises auf 14 Tage herabgesetzt worden ist.

= Aus dem Leben der Königin Mary.

Als die bedeutsamsten Charakterzüge, die bisher in dem Dasein der neuen britischen Herrscherin hervorgetreten sind, werden ihre Liebe zu ihren Kindern, ihre tiefe Religiosität und ihre Wohltätigkeit erwähnt. „Die Armen unseres Landes", sagt der Biograph, „hatten niemals einen treueren Freund als Königin Mary, niemals einen der sich mehr gemüht hätte, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um ihr Leben zu erhellen und in ihren Nöten zu helfen. Das ganze Leben der Fürstin erzählt von guten Gedanken und guten Taten. Es ist ihre größte Freude, anderen Freude zu machen. Durch ihre Mutter, die Herzogin von Teck, wurde sie schon als Kind zur Wohltätigkeit angehalten; mit dem größten Eifer widmete sie sich diesem schönen Beruf, und manche Geschichte wird uns erzählt von ihrem Wirken im Dienste der Kranken und Armen. „Von ihrem Taschengeld legte die Prinzessin stets eine Summe beiseite, um arme Kinder damit zu Weihnachten, Neujahr und anderen festlichen Gelegenheiten zu erfreuen. Sie sammelte sorgfältig all den bunten Tand, der in ihre Hände kam, um ihren kleinen Freunden damit Vergnügen zu bereiten. Geburtstags- und Ansichtskarten wurden so in Albums aufgehoben; ihre Kotillonorden, bunte Bänder, kleine Spielsachen, wie sie bei Gesellschaften verteilt werden, dienten der Prinzessin nicht zum Andenken an lustig verlebte Stunden, sondern wanderten in die Hospitäler und Hütten der Armen, um dort den Kinderaugen ein helles Leuchten zu entlocken. Die Güte der Prinzessin May gegen einen schwindsüchtigen Jungen ist noch in vieler Erinnerung. Sie kam immer wieder, um den kleinen Burschen zu sehen, saß an seinem Bettrand in dem Häuschen seiner Eltern, plauderte und aß mit ihm. Ihr letzter Besuch traf auf einen Sonntag; auf dem Wege zur Kirche kam sie noch herein zu ihrem Patienten, dessen Ende sie nahe wußte. Sie küßte das Kind mit Tränen in den Augen und stammelte ein letztes Lebewohl." Eine andere kleine Begebenheit schildert den stets hilfsbereiten Sinn der jetzigen Königin. „Während eines Morgenspazierganges in Richmond Park trafen die beiden eine alte Frau, die Holz sammelte; die Alte schien ermüdet und fröstelte bei dem kalten Tage. Sogleich war Prinzessin May an die Arbeit, trockenes Holz aufzulesen und von den Zweigen abzubrechen, während die Herzogin mit ihrem Regenschirm die einzelnen Stücke zu einem Haufen sammelte. Auf diese Weise kam rasch ein tüchtiges Bündel zusammen, das die Prinzessin dem alten Weiblein unter den Arm packte, das nun vergnügt nach Hause humpelte". Ihren regen Anteil an dem Wohlergehen ihres Volkes hat die Königin auch darin bekundet, daß sie die englische Industrie in jeder Weise unterstützte. Als sie heiratete, befahl sie, daß der ganze Trousseau aus englischen Produkten hergestellt werde, „alle Seide aus England, alles Tuch aus Wales und Schottland und jeder Zoll Spitze aus Irland". Sie hat die englischen Spitzen in Mode gebracht, hat dafür gewirkt, die Freude an britischem Porzellan und britischen Möbeln in den vornehmen Kreisen einzubürgern. „Es würde schwer sein", sagt der Verfasser, „einen einzigen britischen Industriezweig zu nennen, der in Königin Mary nicht seinen tatkräftigen Helfer und freigebigen Beschützer fände".

St. Bureaukratius in W.-C.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter berichtet der Frankfurter Zeitung im Anschluß an andere ähnliche Mitteilungen von einem etwas abseitig gelegenen Gebiet, auf dem der heilige Bürokratius nicht minder strenge regiert. „Ich hatte". so erzählte er, „in einem siebenstündigen Prozeß in D. als Sachverständiger zu fungieren. Auf der Anklagebank und auf den Zeugenbänken saßen fast ausschließlich intensiv parfümierte Damen der unteren Halbwelt. Darum wollte ich mich an den Anwaltstisch setzen. Aber der Gerichtsdiener trieb mich weg. Der Tisch sei nur für Anwälte. Wo denn der Tisch für Sachverständige sei, fragte ich halb im Scherz. Der Gerichtsdiener dachte nach. Dann schleppte er wirklich von irgendwoher einen Extratisch für mich heran. Ich sah schon, an diesem Landgericht war alles hübsch ordentlich eingeteilt. Auch die W.-C.-Gelegenheit. Bei einer siebenstündigen Sitzung läßt sie sich nicht gut vermeiden. Als ich vor den Toiletten stand, sah ich zu meinem Schrecken warnende Blechstreifen auf den Türen. „Für Rechtsanwälte" stand darauf. Schön. Ich floh in des andere Stockwerk. Da waren drei Türen. Aber auf allen stand: „Nur für Staatsanwälte". Jetzt wurde ich widerspenstig und blieb „Grad extra", wie der Münchener sagt. Aber da war schon ein anderer Gerichtsdiener nachgegangen, stürzte herein und schrie: „Können Sie nicht lesen?" — Jedoch nun schrie ich auch: „Zum Teufel, zeigen Sie mir denn sofort die Toilette für Sachverständige!" — Ein wenig verblüfft und unsicher sagte er: „Da müssen Sie die Zeugentoilette . . ." „Fällt mir garnicht ein", entgegnete ich, „woi ch meinen Extratisch für Sachverständige habe, da werde ich doch nicht . . ." Darauf wurde er kleinlaut, zog sich zurück und überließ mir das Terrain. Und ich genoß das erste und wahrscheinlich wohl einzige Mal in meinem Leben die Auszeichnung, eine Toilette für Staatsanwälte benutzen zu dürfen."

Vom Gefangenen auf dem Olymp.

Zwei Briefe des auf dem Olymp in Griechenland von Räubern entführten Jenaer Ingenieurs Richter sind der „Neuen Vogtländischen Zeitung "von einem ihrer Leser zur Verfügung gestellt worden ,die wohl auf lebhaftes Interesse Anspruch erheben dürfen. Der eine Brief ist an den Rechtsanwalt Goldberg in Plauen gerichtet, der andere stammt von Goldberg selbst, der mit Richter vor dessen Entführung in der Türkei beisammen war. Der erste Brief lautet wie folgt: „Jena, 23. März 1911. Geehrter Herr Goldberg! Gemäß unserer im vergangenen Jahre getroffenen Verabredung teile ich Ihnen mit, daß ich mich entschlossen habe, den Olymp in diesem Jahre abermals zu besuchen. Ich beabsichtige meine Reise derart einzurichten, daß ich am 23. Mai in Saloniki eintreffen und am 25. von dort nach Katherini fahre. Meine Absicht ist, wie im vorigen Jahre, im Gebiet der Hochgipfel topographische Messungen zu machen und auch sonstige geographische Messungen anzustellen. Zu dem Zwecke ist ein ununterbrochener Aufenthalt von voraussichtlich zwei bis vier Tagen in den Höhen über 2000 Meter erforderlich. Demgemäß müßte die Ausrüstung u. a. auch einen Schlafsack oder dergl. sowie Proviant für 4—5 Tage enthalten. Den Aufstieg will ich wieder von Kokinoplo aus unternehmen und nach Litochoron oder Kozlöij (Karia) absteigen. Als Dauer der Abwesenheit von Saloniki rechne ich sieben bis zwölf Tage, je nach dem Wetter und sonstigen Umständen. Sollte es Ihnen möglich sein, daß Sie mich in diesem Jahre begleiten können, so würde mir Ihre Gesellschaft sehr willkommen sein. In der Hoffnung, daß Sie teilnehmen können und werden, grüßt Sie Ihr ergebener Edwart Richter." — In dem zweiten von Goldberg aus Chemnitz an seinen Bruder gerichteten Briefe berichtet Goldberg über sein Zusammentreffen mit Richter in der Türkei. Goldberg hat die Einladung Richters zu der Besteigung des Olymp nicht angenommen. Er schreibt u. a.: „In Saloniki traf ich mit dem Ingenieur Edwart Richter von der Firma Zeiß in Jena zusammen, von dessen vergeblichen Olympbesteigungen ich Dir früher schon mitgeteilt habe und von dessen Entführung durch griechische Banditen alle Zeitungen voll sind. Beinahe hätte ich sein Schicksal geteilt, da mich Richter sowohl schriftlich wie mündlich bestürmt hatte, an seiner Reise teilzunehmen ,weil ich einer von den wenigen Menschen bin, die das Olympgebiet einigermaßen kennen. Ich halte jedoch eine Besteigung des Olymps in der jetzigen Jahreszeit für vollständig unmöglich und lehnte deshalb eine Teilnahme ab." Nachdem Goldberg in diesem Briefe seiner Ansicht dahin Ausdrück gegeben hatte, daß Richter ein Opfer seiner Wünsche geworden sei und daß er (Goldberg) es an Warnungen nicht habe fehlen lassen, die Richter aber nicht beachtet habe, sagt er weiter: „Der Olymp ist jetzt immer noch mit Schnee und Eis bedeckt. Führer gibt es überhaupt nicht, nur zahlreiche Räuber. Das alles wußte Richter ganz genau, weil seine bisherigen beiden Olympbesteigungen aus den genannten Gründen scheiterten."

Zur Alkoholfrage.

Von der Alkoholnot der Bettler und Landstreicher ist schon manch traurig Lied gesungen. Soeben liefert in der Monatsschrift „Die innere Mission" (April d. J.) ein erfahrener Beamter an einem Arbeitshause, Pastor Leibrandt in Bojanowo (Posen), einen neuen, längeren Beitrag zu diesem Kapitel. „Es klopft. Eine jener elenden Bettlergestalten, die jeder kennt, tritt in mein Zimmer. „Ein armer Reisender bittet um eine Gabe. Oder wenn der Herr Pfarrer vielleicht ein Paar alte Stiefel oder ein Hemd übrig hat." Ich sehe mir den Mann an, er könnte ein Paar Stiefel, ein gutes Hemd, auch einen anständigen Rock gebrauchen. Wenn nur nicht der furchtbare Fuseldunst seinem Munde beständig entströmte, der einen anekelt und warnt: Gibt dem Manne nichts, es wird nachher doch alles in Schnaps umgesetzt! . . . .

Vor kurzer Zeit ging ich durch die Zigarrenfabrik in unserem Arbeitshause. Da sah ich einen Mann überaus fleißig arbeiten. Der diensttuende Aufseher sagte mir, daß der Mann mit größtem Eifer hinter der Arbeit her sei und wohl 90 Mk. bei seiner nahe bevorstehenden Entlassung als Arbeitsverdienst mitnehmen werde. „Was werden Sie mit dem vielen Gelde machen?" fragte ich. „Versaufen", sagte er. „Wie lange wird's dauern, bis Sie mit dem Gelde fertig sind?" — „Drei Tage", lautete die Antwort. „Das ist allerdings nicht lange," sagte ich. Der Mann zuckte mit den Achseln und versank in Schweigen. Aber so ist's. Da arbeitet solch armer Kerl zwei Jahre lang hinter Schloß und Riegel unermüdlich, weil er muß und es nichts zu trinken gibt. Dann kommt die Freiheit, und in kürzester Zeit ist alles vertan, versoffen."

Von welcher Tragweite diese Frage ist, kann folgende Ziffer verdeutlichen: Ende 1908 befanden sich in den 24 Korrektions- und Arbeitshäusern Preußens 8043 Männer und 752 Frauen, also insgesamt 8795 Personen. „Es mag zugegeben werden, schreibt L. weiter, daß viele durch andere Ursachen (schlechte Geschäftslage, unglückliche Familienverhältnisse, verminderte Arbeitsfähigkeit ꝛc.) aus dem geraden Geleise herausgeworfen und zu Fall gekommen sind. Warum aber vermochten sie sich nicht wieder aufzuraffen, um ein anderes Leben zu beginnen, warum kamen sie immer wieder ins Arbeitshaus, warum war auch alle Fürsorge bei ihnen vergeblich? Aus meiner 18jährigen Tätigkeit als Seelsorger am Arbeits- und Landarmenhause zu Bojanowo habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß bei 99 Prozent aller Detinenden (Untergebrachten) unbezwingbare Trunksucht die erste und letzte Ursache ist, die die Leute aus den geordneten Lebensverhältnissen herausgebracht und gehindert hat, in geordnete Lebensverhältnisse wieder hineinzukommen. Trunksucht machte die Leute leichtfertig und leichtsinnig, arbeitsscheu, zu Bettlern und Landstreichern, obdachlos. Trunksucht macht unsere Fürsorge zuschanden."

Die allererste und -wichtigste Aufgabe ist daher, wenn man dem Bettler- und Landstreicherelend abhelfen will, die Bekämpfung der Trunksucht. „Solange nach dieser Richtung nichts erreicht wird, bleibt auch die bestgemeinte soziale Fürsorge (für diesen Volksteil) . . . ein Schlag ins Wasser". Leibrand fordert von diesen Erwägungen aus Uebergangshäuser für die Bettler und Landstreicher, in denen die Heilung ihrer Alkoholsucht erste und vornehmste Aufgabe ist, die den Uebergang vom Zwang des Arbeitshauses zur Freiheit eigener Selbstbestimmung

Ein Zeugnis.

Von Rechtsanwalt Dr. von Maceberg.

(Nachdruck verboten.)

In meiner Anwaltspraxis ereignet sich mancherlei, was den ergiebigsten Stoff zu romantischen Verwicklungen hergeben würde, und zwar geht das mir nicht allein so, sondern meine geehrten Herren Amtsgenossen werden wohl alle dasselbe von sich behaupten dürfen. Eigentlich ist es daher zu verwundern, daß verhältnismäßig wenig Rechtsanwälte Romanschreiber geworden sind, und ich wüßte wahrhaftig keinen andern Grund dafür, als den, daß die Rechtsanwaltspraxis am Ende doch noch einträglicher ist als das Romanschreiben — durchschnittlich wenigstens. Ich habe es denn auch sein lassen, wie die überwiegende Mehrzahl meiner Herren Kollegen, lege aber ein Pröbchen meiner reichen Erfahrung einem geneigten Publikum vor.

Vor etwa 20 Jahren hatte ich einen jungen Mann auf dem Schwurgericht zu verteidigen, der des räuberischen Ueberfalls auf einen Postwagen angeklagt war. Wie Herr Benting mir auseinandersetzte, war er total unschuldig und nur das Opfer eines tollen Einfalls, den seine Zechkumpane in trunkener Laune beim Anblick eines Postwagens bekommen hatten. Auf der Charlottenburger Chaussee rumpelte der gelbe Kasten unter der schwachen Beleuchtung der Gaslaternen dahin, er kam um so schwerer von der Stelle, als die Straße nach einem langen Regenwetter durchweicht war und der zähe Kot sich an die Räder setzte. Herr Benting sowohl wie seine Gefährten befanden sich hoch zu Roß, und ihre, von einem Champagnersouper erzeugte Stimmung gab sich in den verrücktesten Ausbrüchen kund. Den Postwagen zu überfallen und auszurauben, erschien den edlen Herren als ein „famoser Ulk", wie der eine, als ein „schneidiger Sport", wie der zweite, als eine „göttliche Komödie", wie der dritte sagt. Nur Herr Benting wich von dieser Auffassung des wahnsinnigen Streiches ab und behauptete, seine Zechgenossen dringend von der Ausführung desselben abgeraten zu haben. In ihrer sich so eigentümlich geberdenden Seelaune hörten die Herren aber auf keinerlei Vorstellungen, sondern gefielen sich immer besser darin, ein Pröbchen des prächtigen Mittelalters in Szene zu setzen. Jeder dünkte sich alsbald ein Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen oder ein Quitzow zu sein und, hurtig fielen sie über den Postillon her, rissen ihn vom Bock, knebelten ihn, banden ihm die Augen zu und koppelten ihn an einen Baum fest. Nach diesem ersten Heldenstreich schritten sie zum zweiten, der darin bestand, daß sie in ein benachbartes Wäldchen ritten, alldort vom Pferde stiegen und den Postsack umstürzten, um sich des Inhalts zu bemächtigen. Er bestand aus ungefähr zweitausend Mark Banknoten, die auf die verschiedenen Briefe verteilt waren, eine Beute, welche die Kerle unter sich teilten. Nur Benting, der sie allerdings begleitet hatte, lehnte jede Betätigung an dem Verbrechen ab. Aber gerade ihn hatte der Postillon erkannt und während die übrigen am andern Morgen das Weite gesucht hatten, wurde Benting der Hand der Gerechtigkeit übergeben.

Der Briefbeutel war gefunden worden und ebenso die Briefe. Von den Wertbriefen, die ihres Inhalts beraubt worden waren, sandten die Postbeamten unter Darlegung des Vorfalls Kopien an die Adressaten. Die Originalschreiben hatte man mir zur Prüfung überlassen und danach stellte ich sie dem die Sache führenden Staatsanwalt zurück.

Bis Mittag hatte ich in meinem Privatbureau zu tun und da der Fall erst am nächsten Tage zur Verhandlung kam, begab ich mich Nachmittags auf das Kriminalgericht, um mich dort umzutun. In der ersten Sache, die zur Erledigung gelangen sollte, handelte es sich um einen Diebstahl, den ein 19jähriges Dienstmädchen, namens Luise Schmidt, begangen zu haben, bezichtigt war.

Die Gefangene war sehr hübsch und ihr Blick trug einen Ausdruck von Sanftmut und Unschuld, wie man ihn bei Verbrechern schwerlich findet.

Luise Schmidt sollte ihrer Dienstherrin, einer Witwe Fahrland, dreihundert Mark entwendet haben. Mit den leidenschaftlichsten Worten beteuerte Luise ihre Unschuld und rief Gott zum Zeugen an, daß sie lieber sterben, als stehlen würde. Leider zeugten die Umstände gegen sie. Aus dem Zimmer der reichen Witwe waren die dreihundert Mark in Banknoten gestohlen worden und niemand als Luise hatte Zutritt zu diesem Zimmer.

Gerade wurde Frau Fahrland selbst als Zeugin vernommen, als ein junger Mensch sich mir näherte und meinen Arm ergriff.

„Wie ich höre, sollen Sie ein ausgezeichneter Rechtsanwalt sein", flüsterte er mir zu.

„Ein Rechtsanwalt bin ich," sagte ich. Sie wünschen?"

„O dann retten Sie sie", bat der junge Mensch. „Sie ist unschuldig."

„Hat sie denn keinen Verteidiger?" fragte ich.

„Keinen, der was taugt — überhaupt keinen Menschen, der sich einen Pfifferling um sie kümmert. O retten Sie sie doch — ich zahle Ihnen alles, was ich kann. Ich besitze zwar nicht viel, aber ich bekomme geborgt."

Ich überlegte mir die Sache einen Augenblick. Ich sah zu der Gefangenen hinüber, deren Blicke mich gleichfalls suchten. Ihre Augen schwammen in Tränen und sahen so beschwörend, so demütig flehend auf mich, daß ich mich kurz entschloß. Ich stand auf, ging zu dem Mädchen hin und fragte sie, ob sie mich zum Verteidiger wünsche. Sie

überbrücken, in denen sie bis zur sittlichen Erstarkung und zum freiwilligen Entschluß der in solchen Fällen meist allein rettenden Abstinenz zurückgehalten werden können. Neue Ausgaben — aber die bisherige Praxis kostet weit mehr, ohne ihren eigentlichen Zweck zu erreichen!

Allerlei.

Zum Bischof von Münster ist der bisherige Kapitularvikar Felix von Hartmann gewählt worden. Bischof Hartmann wurde am 15. Dezember 1851 als Sohn des Oberregierungsrats von Hartmann in Münster geboren.

Zu Tumultszenen kam es in Halle a. d. S., wo die Polizei die Provinzialtagung der unlängst aufgelösten sozialdemokratischen Jugendorganisationen, die sich neu gründen wollten, aufhob. Verschiedene Personen leisteten Widerstand. Es wurden 18 Verhaftungen vorgenommen.

Ein jedenfalls diebessicheres Versteck hatten Spitzbuben in der Nähe von Hannover für eine Beute von 150 000 Mark in Wertpapier gewählt. Der Schatz war in einem Ameisenhaufen vergraben! Daneben fand man noch einen Sack voll Silberzeug.

Ueber ein niedliches Kleinbahnidyll, das sich kürzlich auf der Strecke Eberswalde-Steinfurth zugetragen hat, wird der „Eberswalder Zeitung" berichtet: Die Passagiere hatten Platz genommen, die Maschine stand unter Dampf und der Train zur Abfahrt bereit. Da im letzten Moment machte sich bei einem kleinen Mädchen, das die Mutter auf den Schoß genommen, ein Bedürfnis bemerkbar, das die Kleine durch laute Ausrufe des ersten Konsonanten in unserem Abc energisch zu verstehen gab. Es half kein Vertrösten bis zur nächsten Haltestelle, und ein stilles Plätzchen im Zuge war nicht vorhanden. Nun war guter Rat teuer, denn der Zug konnte sich jeden Augenblick in Bewegung setzen. Doch Not kennt kein Gebot! Die Mutter nahm das Kind, riß ungeachtet des Protestierens des Schaffners die Wagentür auf und stieg ins Freie, und zwar gerade in dem Moment, als der Vorsteher das Signal zur Abfahrt gegeben. Angesichts dieser Situation, und um der Kleinen ihr Naturrecht nicht zu schmälern, hatte der gute Mann aber ein Einsehen. Er gab schleunigst Gegenbefehl und ließ den Zug halten. Nach wenigen Minuten bestiegen Mutter und Kind wieder den Train, der dann lustig klingelnd und mit verdoppeltem Tempo in den grünen Wald hineinfuhr.

Vom Blitze erschlagen. In Mürbenfelde in der Neumark wurde ein Schäfer und viele Schafe seiner Herde vom Blitze erschlagen.

Todesritt eines jungen Mediziners. In Freiburg i. B. wurde der Kandidat der Medizin Klemens Wittenberg aus Essen (Ruhr) bei einem Morgenspazierritt vom Pferd abgeworfen und eine Strecke weit geschleift. Der Unglückliche erlitt einen Schädelbruch und starb nach kurzer Zeit.

Im seltsamen Gegensatz zu den 40000 leerstehenden Wohnungen in Berlin steht der Ankauf des Exerzierplatzes an der Schönhauser Allee durch den Magistrat für den Preis von 6½ Millionen Mark. Das Terrain soll allerdings nur zum Teil bebaut werden.

Einen furchtbaren Selbstmord verübte in Epernay in Frankreich ein 12jähriger Schuljunge. Weil er in der Schule eine Zurücksetzung erfahren hatte, ließ er sich von einem Zuge überfahren. Der Knabe wurde buchstäblich geköpft.

Selbstmord einer 84jährigen. Durch Sturz aus dem Fenster hat die 84 Jahre alte Witwe Pauline Zakaschewska zu Pankow den Tod gesucht. Vor einiger Zeit verschwanden plötzlich 15 000 Mark aus der Wohnung. Als die Diebe wurden von den Kindern aus erster Ehe die Stiefgeschwister aus der letzten Ehe beschuldigt. Frau Z. nahm sich die Sache sehr zu Herzen. Sie stürzte sich aus dem Fenster hinab und starb bald darauf im Krankenhaus an den Folgen der erlittenen Verletzungen.

Aus einer Wahlversammlung. Peter Rosegger schreibt in Heimgärtners Tagebuch: Die staubige, rauchige, stinkende Luft des überfüllten Saales ist so dick, daß man im Qualm Löcher bohren müßte, um die Redner zu erkennen, die von verschiedenen Tischen aus gleichzeitig sprechen. Es reden noch andere drein und überschreien sich, und bald lärmt alles wüst durcheinander, beschimpft sich gegenseitig, verhöhnt sich, verleumdet sich, bewirft sich mit Biergläsern — alles zum Wohle des Volkes. — Da steigt ein alter, weißhaariger Mann auf den Stuhl, auf den Tisch. Die Gestalt ist fremd, man stutzt, man schreit: „Ruhe!" Vor lauter Ruheschreien kommt es zu keiner, bis es durch den Saal zischt: „Ein Revolutionär ist es, ein alter Achtundvierziger, laßt hören, was der weiß!" — Da wird es still, und der Greis hält folgende Rede: „Volksversammlung! Der jetzt zu dir spricht, ist am dreizehnten März achtundvierzig unter denen gewesen, die zur Hofburg gezogen sind und die Konstitution verlangt haben. Wer hätte damals geglaubt, daß der Demokrat ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts werden könnte: Ich bin es geworden, ich schwöre es bei dem Blute der Märzgefallenen, ich bin der Gegner einer Volksregierung, wie sie in unserer Zeit wirtschaftet, sich selber schändet, zerfleischt, zugrunde richtet. Was sage ich weiter, ihr seht es selbst, daß das Volk, der Staat keine andere Hilfe mehr hat, als den Paragraph vierzehn! (Das Notrecht der österreichischen Regierung, eventuell auch ohne Parlament fertig zu werden.) — So weit habt ihr's gebracht, daß der alte Achtundvierziger die Toten rufen möchte: Metternich, kehre zurück, alles ist verziehen!" — Ein Beifallssturm entstand im Saal, sie hoben ihre Biergläser, soweit sie noch nicht zerschellt waren, und ließen den Redner leben. Ich vermute fast, daß es manchem ernst damit gewesen ist.

Unwetterkatastrophen. Aus dem Gouvernement Kiew und Cherson in Rußland werden schwere Gewitter mit Regengüssen und Hagelschlägen gemeldet. Hagelkörner in der Größe von Taubeneiern haben die Saaten auf Tausenden von Hektar Land vernichtet. Mehrere Windmühlen sind umgerissen worden und durch Blitzschlag viele Brände entstanden.

Das Schicksal eines Lorbeerkranzes. In Lindau im Bodensee hat dieser Tage ein Rezitationsabend stattgefunden. Es war das zweite Mal seit der Besiedelung des Lindeneilandes, daß ein bekannter Darsteller, der auch in München viele Verehrer und noch mehr Verehrerinnen hat, mit wohltönender Stimme und musterhafter Aussprache etwas vortrug. Was? — das wissen wir leider nicht. War's Manfred, war's Enoch Arden, war's das Hexenlied? Gleichviel, der Rezitator griff mächtig in die Harfe des Gefühls und riß das Publikum zu schwärmender Begeisterung hin. Voll tiefer Rührung — so heißt es in einem den „Münch. Neuest. Nachr." zugesandten Bericht — überreichte der liebenswürdige Bürgermeister der schönen Inselstadt dem Vortragenden einen riesigen Lorbeerkranz mit schöner Widmungsschleife aus Atlasseide. Der Gefeierte ließ sich das Zeugnis der Verehrung in den „Bayerischen Hof" tragen, wo er abgestiegen war. Andern Tags fuhr er wieder nach Hause. — Den Kranz ließ er liegen; nur die Schleife ging mit. Was macht man auch mit 365 Lorbeerkränzen im Jahr? Der Hausknecht des Hotels entdeckte das vereinsamte Symbol des Ruhms. Hausknechte haben meist ein tiefes Empfinden. Eine Idee erleuchtete Johanns Hirn. Wurde doch morgen sein bester Freund, ein königlich bayerischer Dienstmann und Kofferträger, begraben. Johanns Entschluß war rasch gefaßt und ausgeführt. Am nächsten Tage prangte der Lorbeer auf dem Sarge des Dienstmanns. Ein paar Pfingstrosen schmückten das eintönige Grün. Man versichert jetzt, die Stadtbehörde werde in Zukunft mit Lorbeerspenden sehr zurückhaltend sein oder wenigstens auf der Rückseite der Schleife die Inschrift anbringen lassen: „Nicht für Begräbniszwecke!"

Schon wieder wird von einer Spionage-Affäre gemeldet. In Kiel wurde ein Mann, namens von Jarno, unter dem dringenden Verdacht des Landesverrats verhaftet. Nähere Auskunft verweigern die Behörden. —

550 Schweine bei einem Brande umgekommen. Ein furchtbarer Brand suchte die Beckersche Schweinemästerei in Calbe a. d. S. heim. 200 Schweine kamen in den Flammen um, weitere 200 mußten infolge der erlittenen Brandwunden totgeschlagen und dem Abdecker überwiesen werden, 150 Schweine werden noch vermißt und sind wahrscheinlich auch alle verbrannt. Ferner wurden mehrere tausend Zentner Futtervorräte vernichtet.

Neuausrüstung. Das italienische Kriegsministerium hat angeordnet, daß die italienische Armee mit einem automatischen Gewehr neuesten Modells ausgerüstet werde. Die mit dem neuen Gewehr angestellten Versuche haben angeblich seine Brauchbarkeit und verschiedene technische Vorzüge erwiesen.

Der Hosenrock hat in Bukarest ein blutiges Opfer gefordert. Ein Bräutigam, der seine Braut in diesem Kleidungsstück auf der Promenade sah, geriet darüber so in Wut, daß er sie niederschoß.

Waldbrände. In Schweden sind durch Waldbrände insgesamt 1200 Hektar Wald vernichtet worden.

Vom Oberleutnant Hofrichter. Ueber den Aufenthalt des wegen Giftmordes zu 20 Jahren schweren Kerkers verurteilten früheren Oberleutnants Hofrichter in der österreichischen Strafanstalt Möllerdorf wird berichtet: Hofrichter hat anfangs die Erlaubnis bekommen, Schreiberdienste zu verrichten, er hat diese Vergünstigung aber mißbraucht. Im Laufe eines Monats verübte er zwei Selbstmordversuche. Er lernte Netzebinden und schmuggelte täglich einige Fäden in seine Zelle, um sich damit einen Strick zu verfertigen, an dem er sich erhängen wollte. — Vor einigen Tagen erhielt Hofrichter den Besuch seiner Schwester. Nach diesem Besuche tobte er tagelang und weigerte sich, Nahrung aufzunehmen.

Ein betrunkener Arbeiter in Paris schoß auf die in wilder Ehe mit ihm lebende Frau, die ihm erst vor acht Tagen ein Kind geboren hat, auf den Pförtner, dessen Frau und zwei Hausbewohner, die der Angegriffenen zu Hilfe eilten und verwundete die ersten drei lebensgefährlich, die zwei anderen leichter. Das Bemerkenswerte ist, daß der Revolver, mit dem das Verbrechen begangen wurde, ein Geschenk des Königs der Belgier an den Bruder von Pages, eines bekannten Preisradfahrers ist.

Eine Baumwollwarenfabrik durch Feuer vernichtet. Aus Mailand wird gemeldet: Die Baumwollwarenfabrik der Firma Cotonificio Alta Italia in Paderna d'Adda ist durch Feuer vollständig eingeäschert. Der Schaden wird auf 800 000 Lire geschätzt. Die Fabrik ist versichert.

In der Nähe Londons rollte ein Straßenbahnwagen infolge Versagens der Steuerung einen Abhand hinunter und zerschellte, nachdem er aus den Schienen gesprungen war. Ueber 40 Personen, meist Arbeiter, erlitten mehr oder minder schwere Verletzungen.

Der Negerboxer Johnson, der seinerzeit im Faustkampf den Weißen Jeffries überwand, was Anlaß zu blutigen Rassenkämpfen in Nordamerika gab, hat sich auf dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm" von Newyork nach London eingeschifft. Er hatte sich eine Fürstenkabine für 3000 Mk. gemietet, die er sich offenbar auf Umwegen verschaffte. Die Anwesenheit des Schwarzen unter den weißen Amerikanern hat ein wahres Entsetzen unter den Passagieren der ersten Klasse hervorgerufen. Johnson ist von seiner Frau und zahlreicher Dienerschaft verschiedenster Schattierungen begleitet. Er bringt zwei Automomobile und 20 Koffer nach England mit sowie ein kleines Lager von Diamanten, mit denen er und seine Frau sich von Kopf bis Fuß zu schmücken pflegen.

Der Schwur der amerikanischen Schulkinder. In den Schulen der Vereinigten Staaten läßt man die Kinder folgenden Schwur ablegen, der dazu beitragen soll, gewisse Unarten des amerikanischen Publikums zu bekämpfen: „Ich werde nie einen Baum zerstören und auch keinen Blumenstrauch; ich verspreche, nicht auf den Boden eines Straßenbahnwagens, der Klassenzimmer oder irgendeines anderen öffentlichen Raumes, auch nicht auf die Fußsteige zu spucken; ich verpflichte mich, keine Gebäude zu beschädigen, ich werde niemals Papier oder irgendwelchen anderen unnützen Kram auf öffentliche Wege werfen, ich werde immer eine höfliche Sprache reden, ich werde die Vögel schützen, ich werde das Eigentum anderer schonen, wie ich wünsche, daß mein Eigentum geschont würde, und ich verspreche überdies, ein aufrichtiger und treuer Bürger zu sein."

Feuerbestattung — Knochenbrennerei — Müllverbrennung.

Im Münchener Magistrat unterhielt man sich über das dort zu erbauende Krematorium. Ein Ratsherr vertrat den Standpunkt, daß im Sinne des Paragraphen 16 der Reichsgewerbeordnung ein genehmigungspflichtiger Gewerbebetrieb nicht in Frage komme, da wohl Gebühren erhoben und Ueberschüsse erwartet werden, wie das auch in Gutachten der Krematorien in Jena und Ulm hervorgehoben wurde, daß aber der Moment des Erwerbes fehle, daß Paragraph 16 Krematorien nicht aufzähle, daß sie sich nicht etwa unter „Knochenbrennerei" subsummieren und nicht nach Analogie unserer Tierleichenvernichtungsanstalten behandeln lassen, da hier gerade das Moment der Verwaltung der anfallenden Produkte ausschlaggebend war. Ein Bürgermeister meinte, es könnte vielleicht der Begriff Müllverbrennung herangezogen und als Gewerbebetrieb auch die Beseitigung von Stoffen ohne Verwertungsgewinn in Betracht gezogen werden. Aber die private Eigenschaft fehle den Krematorien und darum sei ihr Betrieb, wie Friedhöfe und dergleichen, als sanitärer Einrichtungen, nicht gewerblicher, sondern öffentlich rechtlicher Natur. Diesen Anschauungen pflichteten auch die übrigen Mitglieder der Kommission bei, so daß es zur Ablehnung des notgedrungenen Gesuches des Vereins für Feuerbestattung kam.

Das Ende der Untersuchung über Radbod.

Hamm i. W., 7. Juni. Die gerichtliche Untersuchung des großen Unglücks auf der Zeche Radbod vom 12. Nov. 1908 ist in diesen Tagen abgeschlossen worden. Sie wurde gegen 44 Angestellte der Zeche geführt, und zwar gegen Betriebsführer, Steiger, Schießmeister und Rieselmeister. Die Angeklagten hatten sich wegen fahrlässiger Tötung zu verantworten. Das Landgericht Münster hat jetzt, wie wir bereits schon berichteten, auf Antrag der Staatsanwaltschaft beschlossen, alle Angeklagten außer Verfolgung zu setzen. Die Staatsanwaltschaft und das Landgericht haben die Frage ob die Angeklagten ein Verschulden an dem Tod der verunglückten Bergleute treffe, verneint. Ein früherer Abschluß der Untersuchung war nicht möglich, weil die Aufbewältigungsarbeiten der zu Bruch gegangenen Strecke ungewöhnlich lange Zeit beansprucht hatten. Zur Zeit des Unglücks, das allgemein auf eine reine Schlagwetterexplosion zurückgeführt wird, befanden sich in der Nachtschicht 380 Bergleute in der Grube, davon konnten nur 47 lebend zu Tage gebracht werden, unter ihnen die meisten schwer verletzt. Als zwei Tage später die Grube unter Wasser gesetzt wurde, fanden sich noch 300 Tote auf den drei Sohlen der Zeche. Die Aufbewältigungsarbeiten und dann die Bergung der Leichen haben länger als drei Jahre gedauert. Der Beschluß des Landgerichts in Münster deckt sich mit den Ergebnissen des großen Radbodprozesses vor der Strafkammer in Bochum gegen die Bergarbeiterzeitung im Oktober 1910. In dem Urteil dieses Prozesses war auch festgestellt worden, daß weder die Leitung der Zeche noch die Angestellten ein Verschulden an dem großen Unglück trifft.

---

sagte „ja" und ich benachrichtigte alsbald den Vorsitzenden, daß ich bereit sei, in die Sache einzutreten . . . Man ließ mich sofort zu.

Meiner Bitte um eine kurze Frist, während deren ich mit meiner Klientin sprechen könnte, gab man gleichfalls nach. Darauf nahm ich neben der Gefangenen Platz und ersuchte sie, mir den Vorfall wahrheitsgemäß vorzutragen. In kurzen Worten erzählte sie mir, daß sie bereits seit zwei Jahren in Frau Fahrland's Diensten gestanden und daß während dieser ganzen Zeit ihr nichts Unangenehmes widerfahren sei. Vor vierzehn Tagen seien aber ihrer Frau die dreihundert Mark abhanden gekommen.

„Das Geld lag in einer Schublade", fuhr Luise fort, „und Frau Fahrland fragte mich, ob ich nicht wüßte, wo es sein könnte, aber das wußte ich natürlich nicht. Dann kam die Köchin — Hanna Muttke — und erzählte der gnädigen Frau, sie hätte durch's Schlüsselloch gesehen, wie ich über die Schublade gegangen wäre und das Geld herausgenommen hätte. Und dann gingen sie über meinen Koffer . . . und dort fanden sie einen Fünfzigmarkschein von dem fehlenden Gelde. Aber ich habe das Geld nicht hineinlegen — ich nicht — ein anderer muß es mir hineingetan haben."

„Haben Sie jemanden im Verdacht?" fragte ich.

„Ja", sagte sie zaudernd, „die Einzige, die es getan haben könnte, wäre nur Hanna Muttke. Sie kann mich nicht ausstehen, weil sie sich einbildet, daß die gnädige Frau mich besser behandelt als sie."

Sie zeigte mir Hanna Muttke, die als Zeugin erschienen war: ein Mädel von großer Figur mit roten Wangen, die zuweilen einen bläulichen Anflug bekamen, Backen, die platzen zu wollen schienen und listigen kleinen, hellgrauen Augen.

Ach bitte, bester Herr", flüsterte meine neue Klientin mir ängstlich zu, „können Sie mir helfen?"

„Hanna Muttke heißt sie?" fragte ich überrascht. Wo war mir denn der Name schon begegnet? Ach ja . . . — ja.

„Ich werde mir die größte Mühe geben", sagte ich zu Luise Schmidt. Suchen Sie sich zu beruhigen."

Damit verließ ich den Gerichtssaal, suchte den Staatsanwalt auf, dem ich die erbrochenen Wertbriefe zurückgegeben hatte, und erbat mir dieselben auf einen Augenblick zurück. Darin blätternd, fand ich alsbald, was ich suchte, und auf meine Bitte gestattete mir der Staatsanwalt, den einen Brief zurückzubehalten, wenn ich ihn binnen kurzem zurücksenden wolle. Ich versprach, das noch vor Einbruch der Nacht zu tun, verfügte mich in den Gerichtssaal zurück und die Verhandlung nahm ihren Fortgang.

Frau Fahrland gab ihr Zeugnis ab. Nach ihrer Aussage hatte außer ihr selbst nur noch Luise Schmidt den Eintritt in das bewußte Zimmer. Das Geld sei aus einer Kommodenschublade gestohlen, der im Koffer Luisens gefundene Fünfzigmarkschein sei genau so eigenartig getrifft gewesen, wie die fehlenden Banknoten alle.

„Hat sich Ihr Verdacht sofort auf die Angeklagte gelenkt?" fragte ich.

„O nein, mein Herr!" erwiderte sie.

„War es Ihr eigener Einfall, den Koffer der Angeklagten zu durchsuchen?"

„Nein, darauf hat mich erst meine Köchin gebracht." Hanna Muttke?"

„Ja wohl, mein Herr."

Damit trat Frau Fahrland zurück, um Hanna Muttke, als der nächsten Zeugin, Platz zu machen. Aus ihren hellgrauen Augen schnellforschende Blicke werfend, die oft eigentümlich aus dem fernsten Winkel zu führen schienen, trat sie vor und faßte auch mich ins Auge. Um den dicklippigen Mund zuckte es vorsichtig und schlau und sie schien sich selber zu sagen: „Vor dem sei auf der Hut!" Ihre Zeugenaussage lautete folgendermaßen:

„An dem Abend, wo das Geld verschwand, sah ich Lisen die Treppe 'raufgehen, und wie sie so ging und sich erst nach allen Seiten umsah, kam mir die Sache gleich nicht richtig vor und ich dachte mir, halt, die hat was im Anschlag. Ich ging ihr dann auf den Zehen nach und richtig sah ich, wie sie sich in die Stube von der gnädigen Frau schlich und die Tür behutsam zumachte. Ich bückte mich, um durch's Schlüsselloch zu sehen, und richtig, steht sie vor gnädige Frau's Kommode, zieht die Schublade 'raus, kriegt das Geld zu packen und steckt's in ihre Tasche. Dann bückte sie sich, nahm die Lampe vom Fußboden auf, und wie ich nun sah, daß sie wieder 'rauskommen wollte, machte ich, daß ich fortkam. Natürlich bin ich zu Madame gegangen und habe ihr denn auch vorgeschlagen, 'mal in Lisens Koffer nachzusehen."

Ich ersuchte Frau Fahrland, nochmals vorzutreten.

„Sie sagen, daß außer Ihnen nur die Angeklagte das Zimmer betreten durfte", bemerkte ich. „Hanna Muttke hätte es somit auf Wunsch nicht betreten können?"

„O doch, mein Herr. Ich meinte nur, daß keine fremde Person jemals hineinkam."

„Wäre es Ihres Wissens möglich, daß Ihre Köchin Kenntnis davon hatte, wohin Sie Ihr Geld zu legen pflegten?"

Ganz gewiß wußte sie davon. Wenn die Gemüseverkäufer mit ihren Wagen vorüberkamen und ihre Waren ausriefen, habe ich Hanna oft genug hinunter geschickt, um Verschiedenes von ihr einkaufen zu lassen, und dabei mußte sie sehen, von welcher Stelle ich das Geld nahm."

(Schluß folgt.)

15 Metern. Solch ein großes offenes Loch wurde nun zum Schutz gegen die Witterung mit einem hüttenförmigen Dach von Zweigen, Reisig und Laub versehen, das wohl auch noch oft einen Lehmbelag erhielt. Neben der kesselförmigen Anlage herrschte die trichterförmige vor, die für die kleineren Wohngruben angewandt wurde.

Mit dieser Ueberdachung eines senkrechten Wohnloches, ja, noch mehr mit der Errichtung einer Art Hütte auf einer gepflasterten Grundlage waren bereits die ersten Versuche einer primitiven Baukunst gemacht. Neben der solid angelegten Hütte des seßhaft gewordenen Jägers entwickelte sich das Zelt des Nomaden, und damit waren die ersten Grundformen des Häuserbaues gegeben.

K. K.

*



Von Laura Vincent.

Allerlei einfache Gerichte,

besonders zur Herstellung in der Kochkiste geeignet.

Apfelkartoffeln. 3 Pfund Kartoffeln werden roh geschält, in Scheiben geschnitten und mit kochendem Wasser überbrüht, 75 Gramm Speckwürfel werden ausgebraten und 1 gehäufter Eßlöffel Zwiebelwürfel darin gedünstet. Nun gibt man Kartoffelscheiben, Speck und Zwiebeln sowie drei Pfund säuerliche Aepfel, die geschält und geschnitten wurden, in den Kochtopf, gießt ¾ Liter Wasser darauf, würzt mit 1 Teelöffel Salz und Zucker nach Geschmack — manche lieben auch Essig an der Speise —, deckt den Topf fest zu, läßt das Gericht auf Feuer oder Gas zum Kochen kommen, noch fünf Minuten weiterkochen und stellt es dann 1¾ Stunden in die Kochkiste. Vor dem Anrichten wird es untereinandergerührt und nach Bedarf noch Salz, Zucker oder Essig zugefügt. Dies schmeckt sehr gut zu Bratwurst, kann aber für einen einfachen Haushalt auch als selbständiges Gericht dienen.

Bohnen mit Aepfeln. Diese werden ebenso bereitet wie die obigen Kartoffeln, doch nimmt man zu 3 Pfund Aepfeln 1 Pfund schöne weiße Bohnen, die mit dem Speck und den Zwiebeln in Wasser halb weich gekocht wurden, ehe die übrigen Zutaten dazukommen. Die weitere Behandlung ist genau dieselbe.

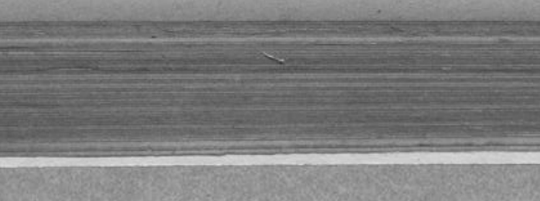
Apfelreis. 1 Pfund guter Reis wird mehrmals gewaschen, dann mit so viel Wasser, daß er reichlich bedeckt ist, in den Topf getan und zum Kochen gebracht. Nun gießt man sofort das Wasser ab, gibt 2 Liter frisch kochendes darauf, fügt 90 Gramm Butter, 125 Gramm Zucker, etwas Salz, ein Stückchen Zimt und fein abgeschälte Zitronenschale, 3 Pfund säuerliche Aepfelschnitzel und nach Belieben ein Glas Weißwein zu, bringt alles in den Kochtopf und beendigt wie oben.

Tomatenreis. 120 Gramm Tomatenpüree werden mit 90 Gramm Butter gedünstet, hierzu kommen 1 Pfund gut gewaschener Reis, 1½ Liter Fleischbrühe und etwas Pfeffer, der Topf wird fest zugedeckt, und nachdem das Gericht fünf Minuten gekocht, kommt es in die Kochkiste, wo es in 1½ Stunden gar ist.

Pommersche Mehlklöße. In 150 Gramm Speckwürfel werden 90 Gramm Weißbrotwürfel gelb gebraten. Nun mischt man aus 375 Gramm Mehl, 4 Eiern, ¾ Liter Milch, dem nötigen Salz und etwas Pfeffer einen Teig, den man so lange schlägt, bis er sich von der Schüssel löst, nun mischt man die Speck- und Weißbrotwürfel, 125 Gramm Schinken- und 90 Gramm Schlackwurstwürfel darunter und sticht mit einem in heißes Wasser getauchten Löffel Klöße davon ab. Unterdessen hat man Backobst oder frisches Obst 10 Minuten lang angekocht, auf dieses legt man die Klöße, schließt den Deckel, läßt beides zusammen noch fünf Minuten kochen und stellt es dann in die Kochkiste.

Ein gestreiftes und gehäutetes Kaninchen, am besten ein wildes, wird mehrmals sorgfältig gewaschen, dann mit heißem Wasser, dem man ⅓ Essig zugesetzt hat, überbrüht und in passende Stücke geschnitten, die man mit Mehl und Salz einreibt. In 4 Eßlöffeln Butter dünstet man nun eine große oder zwei kleine in Scheiben geschnittene Zwiebeln, 90 Gramm in Würfel geschnittenen mageren Schinken und zwei ebenfalls in Würfel geschnittene säuerliche Aepfel sowie 2 Eßlöffel Mehl. Nun kommen die Kaninchenstücke, ½ Liter Fleischbrühe, 4 Löffel saure Sahne, Salz, Muskatnuß und ein gehäufter Teelöffel Currypulver dazu, der Topf wird zugedeckt, zehn Minuten vorgekocht und in die Kochkiste gestellt, wo das Gericht zwei Stunden zum Garwerden braucht.

*



Die „blaue Blume". Nicht nur romantische Dichter suchen die blaue Blume, sondern sie ist auch Ideal und Streben der modernen Blumenzüchter. Viele Züchter haben sich heiß bemüht, eine blaue Dahlie oder blaue Nelke zu erzielen, aber obgleich die Blumenkultur so außerordentlich weit vorgeschritten ist, sind alle ihre Versuche gescheitert. Wie Professor Hildebrand in einem interessanten Aufsatz der Umschau ausführt, ist die Gartenkultur ganz abhängig von der inneren Anlage der Pflanzen. Der Gärtner kann nur die Disposition der Blume zur Farbenveränderung benutzen, um sie zur Erscheinung und weiteren Ausbildung zu bringen. Dies gelingt mit wechselndem Erfolg. Die Züchtung einer rein blau gefärbten Primel ist z. B. jetzt erreicht. Während sie im wilden Zustande nur in zitronengelber Färbung erscheint, hatte man zwar in der Kultur teils hellere, teils dunklere Blumen bekommen, aber zunächst keine andere Färbung erreicht. Jetzt gibt es Primeln, die vom hellsten Himmelsblau bis zum dunklen Blau der Kornblumen alle Skalen dieser Farbe durchlaufen. Auch bei den früher nur weiß und rot gezüchteten Gartengladiolen sind jetzt blaublumige Formen erzogen. Die Gartenaster erstrahlt in einer ganzen Reihe neuer Farbtöne, bis zum grellen Kupferrot. Allgemeine Bewunderung erregt durch ihr reiches Farbenspiel eine unter dem Namen „The Shirley" verbreitete Sorte des Klatschmohns, die in allen Tönen zwischen weiß, rosa und zinnoberrot schillert. Blaue und violette Farben fehlen aber vollständig. Ueberhaupt gibt es eine große Anzahl von Blumen, wie Levkojen, Goldlack und Balsaminen, bei denen sich keine rein blaue Färbung erzielen läßt. Bei anderen Blumen wieder, z. B. beim Rittersporn, ist die gelbe Farbe nicht zu erreichen. Es gibt auch Blumen, die trotz langjähriger Kultur ihre Färbung fast gar nicht verändern, jedenfalls keine wirklich neue Farbe hervorbringen. Hierher gehören die Fuchsien, die Alpenveilchenart Cyclamen persicum und das Alpenvergißmeinnicht. Man hat wohl ein lachsfarbenes Alpenveilchen erzogen, aber nie ein gelbes.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Der Zauberspiegel.

Humoreske von Ferdinand Hatsch.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Aber zugleich stieg eine fürchterliche Ahnung in meinem Inneren auf. Sie mußte ihn näher, sogar gut kennen, o — vielleicht gar . . .

„Fräulein!" rief ich, erregt werdend, „lösen Sie mir dieses Rätsel! Ich darf jetzt Klarheit verlangen! Was in aller Welt bedeutet dies alles?"

„Nun ja," stotterte sie, „allerdings! — ich kenne ihn — er ist ja — mein zukünftiger —"

„Ihr Bräutigam?" schrie ich; aber schon wurde dieser Angstruf meiner gequälten Seele von fremdem Geräusch unterbrochen, aus dem sich im nächsten Augenblick folgende Worte des Erstaunens und der Freude abhoben: „Liesbeth!" — „Martha!" — „Lorm!" „Roland!" — „Wauwau!" — „Unke!"

* * *

Der Mensch ist ein Spielball der Verhältnisse und gleicht der Mücke in der Nähe von Spinngeweben. Fliegt sie hinein — wehe ihr!

Ich armer Muckerich war auch in solch ein Netz geraten, Intrige genannt. Verständnis- und willenlos, völlig betäubt, ließ ich nun alles über mich ergehen, zumal man auf meine sämtliche Fragen mich mit einem spöttischen „Nachher!" abgespeist. Statt dessen lebte ich in einer Art Traumzustand. Ich wunderte mich über nichts mehr, selbst darüber nicht, daß ich kurz darauf in Doktor Lorms allerliebster Wohnung Mitglied einer kleinen Gesellschaft war. Noch ist mir, als wäre es heute.

Zimmer und Tisch sind mit Blumen und Grün sinnig geschmückt. Auf dem Sofa sitzend entdecke ich mich, zu meiner Rechten eine Dame in weißem Mull mit roten Schleifen. Ich kann nicht recht glauben, daß ich's bin. Als ich mich aber einmal probeweise am Ohrläppchen zupfe und die anderen mich bei meinem Namen rufen und fragen, warum ich „au" schreie, muß ich meine Identität doch wohl als bewiesen annehmen. Mir gegenüber sitzt ein Mensch, den ich mich verpflichtet fühle, konstant „Unke" anzureden, obgleich ich nicht begreifen kann, wie er in diese Umgebung kommt. Er sieht merkwürdig elegisch aus, besonders starrt er immer auf eine bestimmte weiße Erscheinung neben sich, meiner Nachbarin nicht unähnlich, ebenfalls in weißem Mullkleid, aber mit blauen Schleifen, blondem Haar und ich glaube gar mit Simpelfransen. Am besten erkenne ich noch eine Gestalt, am Nebentische stehend, das ist Doktor Lorm. Er hat — ich irre mich nicht — einen Eimer en miniature und von feinem Aussehen vor sich, welcher mächtige Kristalle birgt und aus dessen Mitte etwas Silbernes hervorragt. Auf dieses rätselhafte Etwas starrt er mit einem verzweifelt nachdenklichen Gesichte, während mich rings unheimliches Schweigen umgibt. Ich möchte meine Nachbarin anreden, indessen ich getraue mich nicht. Plötzlich erfolgt eine furchtbare Detonation! Einige Stimmen schreien entsetzt auf — ich schreie mit! Jetzt entsteht eine fieberhafte Regsamkeit, besonders Doktor Lorm dünkt mich ein rasendes Perpetuum mobile. Dann drückt man mir etwas in die Hand, kalt wie Eis, leuchtend, sprudelnd, zischend, und nun spricht Doktor Lorm mit Grabesstimme: „Meine Herrschaften! Das verehrte Brautpaar, es lebe hoch! hoch! hoch!"

Alles schreit — ich schreie mit. Vor meinen Augen beginnt es zu flimmern. Ich weiß jetzt genau, daß ich träume, denn Unke fällt der blaubeschleiften Dame um den Hals. Mir naht die Dame mit den roten Schleifen, auf dem Gesicht ein zauberhaftes Lächeln. Mehr und mehr verwirren sich meine Sinne. Schon fühle ich die Verpflichtung, meinerseits diese Dame zu umarmen, als Unkes häßlich breites Gesicht sich dazwischenschiebt.

„Na, Mensch," ruft er, „so gratuliere mir doch und stoße an!"

Und jetzt fühle ich etwas Prickelndes auf meiner Zunge, süß, duftend, lebenerweckend, nervenstärkend — ich erwache! Ich trinke Sekt. Ich leere mein Glas. Der Vorhang vor Seele und Augen zerreißt. Ich ahne, ich begreife . . . und mit einem aus tiefstem Herzen kommenden „Gott sei Dank" umfasse ich Unkes rundliche Gestalt und drücke ihm einen herzlichen Kuß auf die behaglichen Lippen. —

Der Bann war gelöst, aber noch nicht alle Rätsel, und nachdem das Gratulieren, Charmieren und — leider nur teilweise — Küssen schließlich ein Ende genommen, da ging es an ein Erzählen, Necken und Enthüllen, das nun seinerseits kein Ende nehmen zu wollen schien. Zu guter Letzt entpuppte sich die „Intrige" als ziemlich harmlos. Unke hatte als Student an Doktor Lorm in Freiburg zu derselben Zeit einen Bundesbruder gefunden, da ich in Tübingen zu „gelahrten Uebingen" einsam verweilte. Seit jener Zeit datierte die Freundschaft der beiden, welche durch die letzten Ereignisse natürlich neue Nahrung gewonnen. Mit Martha war Theodor vor einem halben Jahre unter beinahe so romantischen Umständen, daß ich sie, wenn ich dürfte, ebenfalls zu Papier gebracht hätte, bekannt geworden, und was daraus entstand, haben wir soeben erlebt. Daß er mir von seinem Herzensgeheimnis keine Mitteilung gemacht, war auf inständiges Bitten Elsbeths

geschehen, die an ihrer Herzensfreundin Ella in Hannover kurz zuvor den Schmerz erlebt hatte, daß durch vorzeitiges Ausplaudern ein zartes Liebesband zwischen ihr und einem jungen Offizier zerschnitten wurde, weil „gute Freunde und getreue Nachbarn" die beiderseitigen Familien auseinandergehetzt.

Unke hatte daher Elsbeth das Versprechen geben müssen, daß er bis zur öffentlichen Verlobung reinen Mund halten wolle, und dies so treu erfüllt, daß er ihr wie mir von unserem gemeinsamen Zusammensein im gleichen Lazarett nicht ein Sterbenswörtchen verriet. Als er aber durch Martha von meinem Spiegelattentat erfahren, da hatten alle gemeinsam den Plan gefaßt, welchen sie heute mit so vielem Geschick ausgeführt.

Nunmehr erteilte ich eine allgemeine Amnestie, und abermals griff der Champagner-Ganymed zur Flasche, während ich die Disposition zu einem gewaltigen Verlobungshymnus im Geiste entwarf. Da pochte es an die Stubentür.

„Herein!"

An der Spitze die Schwestern Eudoxia und Richardis, spaziert eine Deputation kleiner Bürschchen und Mägdlein ein. „Peppo", schon ohne Verband, hat in der Rechten einen mächtigen Blumenstrauß, den Zeigefinger der Linken im Mäulchen. „Hannah" trägt mein Metallophon.

„Der Mai ist gekommen —".

Hei! wie das klingt und singt. Elsbeth nimmt den kleinen Posaunenengel mit seinen Blumen wieder auf den Schoß und küßt ihn. — Gucke weg, alter Junge, sonst weinst du zum zweitenmal!

— — — — — — — — — — — —

So wäre ich denn am Schlusse, hochansehnlicher Leser! Du siehst mich fragend an? Du willst noch etwas wissen? Ja so! Als im Herbst am schönen Rhein die Trauben gekeltert wurden, steckte ich in den Briefkasten des Städtchens R. — ich darf den Namen nicht nennen, sonst würden die Personen meiner wahren Geschichte dir bekannt — nach einer erhebenden Feier, bei welcher Doktor Lorm und sein reizendes Frauchen die liebsten Gäste waren, etwa hundertzwanzig Briefe in den Postkasten. Jegliches Kuvert enthielt zwei Karten. Auf der einen stand: „Dr. phil. Theodor Roland, Gymnasiallehrer — Martha Roland, geb. Börner — Vermählte." Auf der anderen: „Elsbeth Börner — Hans Wohlert, Schriftsteller — Verlobte."

P. S. Gerade als ich den Schlußpunkt zu dieser Geschichte machen wollte, öffnet sich die Tür meines Arbeitszimmers — das muß ich dir doch noch erzählen! Herein treten meine Frau, dahinter Babette, und vor beide schiebt sich Theodor, mein Liebling, ein Prachtkerlchen von fast dritthalb Jahren. Ich nehme ihn auf meinen Arm. Er weist mit dem Fingerchen nach einem Platz über dem Sofa. Dort hängt zwar nur ein alter Spiegel von fünfunddreißig Zentimeter Höhe und fünfundzwanzig Zentimeter Breite. Aber als Theo hineinschaut, wird er zum schönsten Bilde. — Was der Bengel neugierig ist! Er tappt mit der Hand auf ein kleines Schildchen unten, das sonst den Namen des Meisters trägt.

„Wasch heischt et ta?"

„Die Liebe par distance, mein Sohn!"

„Ah, tie Liep pa—pa—langs?!"

„Ja! Herzensjunge, unsere Liebe ist in balance!"

(Ende.)

Konkurrenz belebt den Handel.

„Konkurrenz belebt den Handel, sagen die Leute," bemerkt der dicke Schankwirt Hähnel zu seinen Gästen, „aber das ist nicht immer wahr, wie ich aus Erfahrung weiß. Ehe ich diese Kneipe hier übernahm, hatte ich ein kleines Wirtshaus auf dem Land. In dem Dorf fand jeden Sommer ein Jahrmarkt statt, der ziemlich gut besucht war, und ich hatte mir in dem betreffenden Jahr eine tüchtige Tonne Bier angeschafft, die ich auf die Wiese hinausschaffen ließ. Wir bauten dann ein Zelt darüber und stellten ein großes Plakat auf, worauf zu lesen stand: „Bestes Bier! 15 Pfennig das Glas."

Am Markttag ging mein Bier reißend ab, und mein Zelt war stets umdrängt. Aber nach etwa zwei Stunden war das Geschäft plötzlich wie abgeschnitten. Ich konnte das gar nicht begreifen, denn ich wußte bestimmt, daß kein anderes Bierzelt auf dem Platz war; die Hitze war gestiegen, und die Besucher hatten sich vermehrt. Woran konnte es nur liegen, daß plötzlich niemand mehr Durst hatte?

Da merkte ich auf einmal, als ich heraustrat, daß hinter meinem Zelt sich eine Menge Menschen versammelt hatten. Ich ging hin und sah da einen Kerl in Hemdärmeln, der nicht schnell genug Bier einschenken konnte. Er hatte mein Faß von hinten angezapft und verkaufte das Glas für 10 Pfennig. Mein Handel war aber durch diese Konkurrenz nicht belebt worden."

Gestern und Heute.

Aus der Geschichte der künstlichen Augen. Die Anfertigung von künstlichen Augen ist heute zu einem hohen Grad der Vollendung gebracht, so daß Einäugige mit einem solch künstlichen Ersatz durchaus nicht auffallen und erst bei schärferem Zusehen der Unterschied bemerkt wird. Die Versuche, solch künstliche Augen herzustellen, sind aber schon uralt. Bei den ägyptischen Mumien wurden seit frühester Zeit auch künstliche Augen eingesetzt, um den Schein des Lebens bei den Toten zu erhöhen. Die Einbalsamierer höhlten die Augen der Leichname aus und präparierten die Augenlöcher mit Gips oder Wachs, damit sie einen kostbaren Stein festhalten könnten, der in der Höhle angebracht wurde. So stellte Obsidian bei diesen frühesten Mumien die Iris dar; später wurden Silber- und Goldplatten verwandt, die vielfach weiß emailliert waren und in der Mitte ein Loch zeigten, das die Pupille darstellte. Man hat auch in den Sarkophagen künstliche Augen aus weißem Marmor gefunden, deren Hornhaut aus kobaltblauem oder grünlichem Glas nachgeahmt war. Bei den Griechen und Römern gab es spezielle Verfertiger von Augen für Statuen, die aus Edelsteinen, Glasflüssen oder kostbaren Metallen gemacht wurden. Doch scheint man im ganzen Altertum die Verwendung solch künstlicher Augen bei Lebenden zum Ersatz für ein verlorenes Auge nicht gekannt zu haben. Die erste authentische Erwähnung eines solchen zum Schutz eingesetzten Auges finden wir im Talmud, und dann werden während des Mittelalters und der Renaissance solche Kunstaugen öfters genannt und beschrieben. Ihre Herstellung lag in den Händen der Goldschmiede, die wahre Kunstwerke ausführten. Wir hören von Augen aus Glas, aus Stein und aus Silber, die die Natur täuschend nachbildeten. Frank von Franckenau spricht im siebzehnten Jahrhundert von Augen, deren Ball aus geglättetem Gold hergestellt war und deren Färbung in wundersamer Weise die Durchsichtigkeit lebendiger Augen erreichte. Schließlich behaupteten aber doch die Glasaugen den Vorrang, bis 1840 ein Amsterdamer Glasbläser Demmenie das Email bei der Verfertigung künstlicher Augen einführte. Dieses Material wird seitdem bei der Fabrikation künstlicher Augen verwandt, doch bietet die Herstellung außerordentliche Schwierigkeiten und erfordert große Geschicklichkeit.

Verschiedene Lesart.

„Wenn der Vertreter von Eckheim & Ko. noch einmal kommt," sagte der Geschäftsführer zu dem jüngsten Kommis, „so sagen Sie ihm, ich hätte leider nicht auf ihn warten können, und wir hätten augenblicklich keinen Bedarf in seinen Artikeln."

Fünf Minuten später rief der junge Mann dem Lehrling zu: „Du, Louis, wenn der aufdringliche dicke Kerl von 'nem Reisenden wiederkommt, der heute morjen da war, dann sagste'm, er kann wieder abschieben, der Olle braucht nischt."

Denkspruch.

Ein güt'ger Herr tut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schließt er aus:
Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen;
Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit.

Schiller.

Humor.

Verschwendung. „Ich hab' der en Barometer mitgebrocht aus der Stadt, Hannche," sagte der Kettenhofbauer zu seiner Frau.

„Was is dann deß for e Ding?" fragte die Bäuerin.

„No, waaßte, do kammer druff sehe, ob's Rege gewwe duht!"

„Was? Ob's Rege gewwe duht? Deß ist awwer die greeßt Verschwendung, die mer sich nor denke kann. Was meinste dann, wozu der der liewe Gott deß Reitze gewwe hot?"

*

Moderne Dienstboten. Die gnädige Frau: „Elise, sagen Sie doch Adolf, wenn er durchaus in der Küche rauchen müsse, so solle er wenigstens besseren Tabak nehmen."

Die Zofe: „Ja, gnä' Frau, ich habe es ihm bereits gesagt, aber er hat mir erklärt, das seien die besten Zigarren, die der gnädige Herr raucht."

Die ältesten Wohnungen der Menschen.

In der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Wohnungen spiegelt sich wohl am sichtbarsten der ungeheure Weg, den die Menschheit von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart zurückgelegt hat. Aus dem notdürftigsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, aus der Nachahmung der Tiere wuchs der Menschengeist zu Fähigkeiten empor, die ihm die Gestaltung unbegreiflich herrlicher Bauwerke gestatteten und ihn einen feinsten Luxus der Wohnungskultur ausbilden ließen. Solche Gedanken erweckt ein auf umfassenden Forschungen beruhendes Werk des Kunsthistorikers und Sprachforschers Reinhold von Lichtenberg, das uns die Entstehung der antiken Hausanlage und des antiken Städtebildes von den primitivsten Formen der Urzeit an vorführt.

Natürliche Höhlen und die Urwälder, die in jener Vorzeit so weite Gebiete bedeckten, boten dem primitiven Menschen den ersten Schutz. Ueberall da, wo die geologischen Formationen die Entstehung solcher Naturhöhlen begünstigten, so z. B. in den Kalksteinfelsen von Frankreich und Mähren, sind noch deutliche Spuren zu erkennen, daß in diesen Höhlen einst Menschen Unterschlupf suchten und lange Zeit fanden. Werkzeuge aller Art und Feuerstätten sind in diesen oft riesigen Höhlen durch den Forschungseifer unserer Tage aufgespürt worden. Daneben fanden aber auch diese Urvölker eine natürliche Zuflucht in dem dichten Unterholz der Waldungen, und sie mögen wohl auch, um gegen Ueberfälle von Tieren geschützt zu sein, die Kronen starker Bäume zu Lagerstätten umgewandelt haben, denn noch heute gibt es wilde Völker, die nach dem Vorbilde der Vögel in hohen Baumwipfeln ihre Wohnungen sich bereiten. In vielen Gegenden aber boten weder dichte Wälder noch Höhlungen den Menschen Versteck und Schutz; sie suchten daher unter steilen Abhängen ein Dach gegen Wind und Wetter, und der Zufall oder der Spaten des Forschers haben nach Jahrtausenden die unscheinbaren Spuren solch erster Schutzlager wieder ans Licht gebracht, indem sie Knochen von verspeisten Tieren oder primitive Steingeräte freilegten.

Doch allmählich ward das Ziel des Menschen immer mehr darauf gerichtet, sich einen dauernden Unterschlupf zu sichern, so daß er nicht mehr von den zufällig dargebotenen Zufluchtsorten der Natur abhängig wäre. Es wurden daher in einem mehr oder minder senkrechten Abhang künstliche Höhlen angelegt, d. h. zunächst wagerechte Löcher ausgehöhlt, die gerade groß genug waren, um einen Menschen aufzunehmen. Besonders in den weichen Lößschichten wurden solche Wohngrotten angebracht, die nach und nach auch größer und geräumiger ausgegraben wurden. Die Erbauer dieser primitivsten künstlichen Wohnstätten waren ein Jägervolk, das das Mammut und das Nashorn jagte. Im Löß haben sich solche Höhlen zahlreich erhalten, z. B. bei Munzingen a. Rh., bei Freiburg, bei Joslowitz in Mähren, bei Ueberlingen am Bodensee die sogenannten Heidenlöcher. Solche in die Erde gegrabene Wohnungen werden auch noch aus historischer Zeit überliefert; so sollen nach Strabo die Skythen noch in unterirdischen Wohnungen gehaust haben, und die Sprachgeschichte läßt erkennen, daß auch die Arier solche Erdwohnungen kannten, denn das griechische Wort gypa, d. h. „Wohnung unter der Erde", findet sich in ähnlicher Bedeutung auch in den andern arischen Sprachen, so auch im Deutschen in dem Worte „Kofen", was in manchen Gegenden eine Art Keller bedeutet, und in dem Wort „Kufe".

Ein anderer Ueberrest primitiver menschlicher Wohnstätten findet sich in den sogenannten Muschelhaufen oder Kjökkenmöbingern, die an den Küsten Dänemarks, in Frankreich, Portugal, in Japan und Amerika zahlreich gefunden worden sind. Es sind das Haufen von unzähligen Muscheln, Schalen und Gräten verschiedener Fische, die man zunächst für natürliche, durch Anschwemmung des Meeres entstandene Gebilde hielt. Bei näherer Untersuchung fand man aber in diesen Muschelhaufen auch gespaltene Knochen von Landtieren und darunter Feuerstellen, die Spuren von Holzkohlen und Asche zeigten, sogar Geräte aus Feuerstein und Topfscherben. Die Kjökkenmöbinger wurden also als uralte Speiseplätze aus der Eiszeit erkannt, an denen sich Jäger und Fischer zu gemeinsamer Mahlzeit versammelten. Als Wohnstätten dieser bereits zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossenen Menschen stellte man Ueberreste von alten Hütten fest, die bereits einen mit runden Steinen gepflasterten Fußboden hatten und mit einem auf dünnen Pfählen ruhenden Flechtwerk von Ruten überdeckt waren.

Eine andere Form der frühesten Niederlassungen sind die Wohngruben, die senkrecht in die Erde gegraben wurden. Derartige Trichtergruben oder Marbellen sind sehr viele, z. B. in Deutschland und Oesterreich, aufgefunden worden. In der Erde wurden große Löcher ausgehöhlt, die mannigfache Gestalt und Größe hatten, aber zumeist kesselförmig waren, mit einer Tiefe von 2—4 Metern und einem Durchmesser von 11 bis